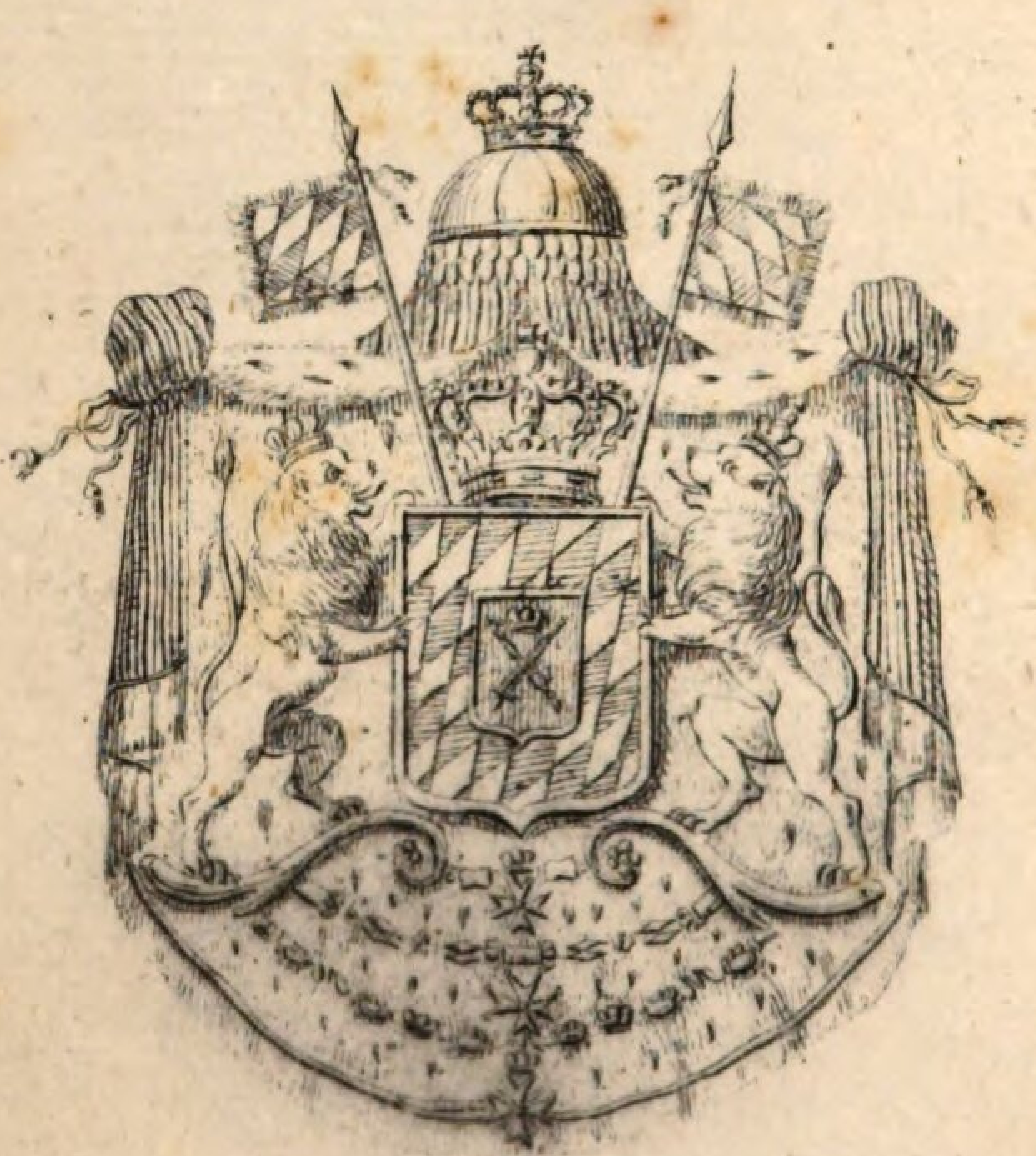
P.O. Germ 167h



BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

<36619835960013
S
<36619835960013
Bayer. Staatsbibliothek

Novellen

von

Louise Brachmann.

Nürnberg, 1822.
bei Johann Leonhard Schrag.

96. D.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Inhalt.

Seite

I. Victoria oder die Weissagungskraft der Liebe. Novelle. 1

II. Der Dom zu Naumburg. Sage aus dem Alterthum. 35

III. Der Ardennerwald. Novelle. . . 51

IV. Flaminio und Cinthio oder der König der Berge. Märchen. . . . 105

V. Reinholde. Märchen. . . . 512

VI. Das Pyrenäenthal. Novelle. . , 159

VII. Macdonald und Vilori. Novelle. . . 199

I.

Victoria
oder
Weissagungskraft der Liebe.

Novelle.

Am Hofe eines Königs von Arragonien erschienen italische Ritter, Gesandte eines angesehenen Herzogs, für ihren Herrn zu werben, nm eine der vier schönen Königstöchter. Der König nahm mit Freuden den ehrenvollen Antrag an; allein die reizende Victoria, an welche er gerichtet war, hatte, bisher fremd mit jeder Ahnung der Liebe, in jugendlicher Unbefangenheit gelebt, und erschrack heftig, als sie die Botschaft vernahm. Sie flehte ihren Vater auf das Rührendste, sie doch uoch eine Zeit lang des jungfräulichen Glückes genießen zu lassen! sie nicht so jung von seinem Herzen zu verstossen, denn sie war noch nicht sechszehn Jahr. Der König blieb nicht ungerührt bei solchen Bitten, allein da Victoriens Schwestern, alle noch jünger als sie, heranblühten, und ihm doch ihre große Zahl ein wenig bang ihrer Versorgung wegen machte, so blieb er bei dem gefaßten Entschlusse, und stellte der Trauernden alle Vortheile ihres neuen Standes vor; sie aber war nur eines edlern Glücks empfänglich, und verzehrte sich in geheimem Gram.

So saß sie eines Abends auch in ihrem einsamen Gemach, und gönnte sich den freyen Trost der Thränen; da öffnete sich leis die Thür und ihre treue und vertraute Dienerin trat ein. Ein fröhliches, geheimnißvolles Lächeln belebte ihr Gesicht, das aber von der traurigen Prinzessin nicht bemerkt ward, und das auch bei der Treuen selbst, bald der Bekümmerniß über Victoriens Anblick wich.

O mein Gott, Fräulein! rief sie aus, schon wieder find' ich Euch in Thränen? So wollt Ihr denn mit aller Macht die schöne Blüthe Eurer Jugend vernichten?

O Ines, kannst du fragen? entgegnete Victoria, giebt es ein schrecklicheres Loos, als so ohne Liebe hingegeben zu werden, an ein Wesen, das auch mich nicht liebt? mich nicht einmal gesehen hat!

Nun, was das wenigstens anbelangt, versetzte Jene freudig, so dürft Ihr Euch vor tausend Fürstentöchtern glücklich preisen! Das eben komm' ich ja Euch zu verkünden! Wißt, was ich so eben erfahren habe: daß sich der Herzog selbst unter den werbenden Rittern befindet! um unerkannt diejenige selbst zu wählen, die seinem Aug' und seinem Herzen am vorzüglichsten dünken möchte.

Zweifelnd schlug die Prinzessin die schönen thränennassen Augen auf, und ein schnelles Erröthen flog über ihr Gesicht, denn augenblicks stellte sich ihr die schlanke Heldengestalt des Einen dieser Ritter dar, der wohl allein für den verstellten Herzog gelten konnte; die andern Ritter waren fast in Greisenjahren, nur dieser Eine stand noch im Jugendalter wie der Herzog, auch war er hoch und wohlgebaut, so wie dieser beschrieben ward. Die Geschichte hat schon ein merkwürdiges Beispiel dieser Art aufbewahrt, von dem Longobardenkönig Anthar.

Eine wunderbare Veränderung ging in Victoriens Seele vor, seit dem Augenblicke, wo ihr das Geheimniß verrathen war, das man auch bald am ganzen Hof sich im Vertrauen sagte; sie beachtete den genauer, den ihr das Schicksal zum Gemahl bestimmte, — und bald verwandelte sich ihre Kälte in glühende und grenzenlose Liebe, und sie that Alles, um den Augen dessen zu gefallen, der schon der reizende Beherrscher ihres Herzens geworden war.

Befremdend kam es ihr zwar vor, daß des Jünglings Blicke sie nicht zu suchen schienen, sondern in unbefangener Ehrerbietung sich stets vor ihr zu Boden senkten, und nie eine liebende Kühnheit den verkleideten Bräutigam verrieth. Sie überlegte indeß bald, wie doch die Klugheit

ein so gemessenes Betragen von ihm fordere, wofern er seinen Plan unverrathen auszuführen denke; und wie ein frommes Kind, voll zarter Scheu, den Schleier nicht zu heben wagt, der ihm die Freuden des heiligen Christs verbirgt, so wagte auch das kindliche Gemüth Victoriens nicht, in das reizende Geheimniß einzudringen. Sie dachte nur mit hochklopfendem Herzen des Augenblicks der seeligen Enthüllung, wenn ihr nun am Vermählungstage der, der ihr schon im schlichten Ritterkleide so entzückend schien, in allem Glanz fürstlichen Schmucks, in allem Reiz beglückter Liebesinnigkeit entgegen fliegen würde.

Die Heurathsverträge wurden geschlossen, die Gesandten reisten zurück, und bald darauf ward die schöne Victoria mit einem ihrer Herkunft würdigen Gefolge in das Land ihres Bräutigams gesandt, der durch Unruhen in seinem Staat verhindert ward, sie selbst aus Spanien heim zu holen. Der Pabst selbst, ein naher Verwandter des Herzogs, hatte auf einer Reise nach Deutschland bei ihm geweilt, die Einsegnung des hohen Paares selbst zu vollziehen. Die Kathedralkirche war schon geschmückt, der Hof in voller Pracht empfing die ankommende Braut; das Volk begrüßte sie mit Segenswünschen.

Mit namenlosen, wechselnden Gefühlen betrat sie die heilige Stätte, und schlug nun, freudig bang, die kindlich holden Augen auf; — allein — nicht den erblickte sie, an dessen Bild sich ihre Seele bereits in reizender Vertraulichkeit gewöhnt, nicht jenen schlanken Jüngling in dem sich Held und Engel zu verschmelzen schienen; an seiner Statt trat ihr ein Mann entgegen, der ganz das Gegentheil von jenem schien, zwar jung und rüstig war auch er, doch nichts von jener seelenvollen Anmuth sprach sich in seinen Zügen aus, die, mehr noch als Schönheit, das weibliche Gefühl gewinnt. Wenn dort das edelste Gemüth aus himmelvollen Augen sprach, sah hier nur Lebenslust und die Spur nie versagter Wünsche aus freudig überraschten Blicken.

Victoria meinte zu träumen einen schweren, ängstlichen Traum; noch immer hoffte sie, den von ihr selbst zum Fürsten Erhobenen im lichten Hochzeitschmuck hervortreten zu sehen, um diesen, den ihr Herz nicht anerkannte, mit seinem Glanz zu überstrahlen. Doch weh! in diesem Augenblicke ward sie ihn in der andern Ritter Kreis gewahr, nicht festlicher geschmückt als sie, und in der unbefangnen Demuth seines Standes. —

Da war es, als wurde ihr Todesloos geworfen; Beschämung, Schrecken und Verzweif-

lung rissen das entscheidende Ja von ihren Lippen; da ohnedies an Widerstand nicht mehr zu denken war; allein ohnmächtig sank sie auch gleich darauf an den Stufen des Altars nieder.

Eine Reihe mühseliger, kampfvoller Tage reihte sich nun für sie an den unglücklichen Vermählungstag; wie schrecklich war es ihr, die Leidenschaft für sie immer heftiger im Busen ihres Gemahls erwachen zu sehen, indeß ein andres Bild, sich früher in ihr Herz gegraben hatte! Allein die Ehre war noch mächtiger in diesem jungen Herzen als die gewaltige Liebe; entschlossen riß sie sich von jener zauberischen Neigung los und rief sich alle die guten Eigenschaften ihres Gemahls zurück, der, ob auch etwas roh in seinen ungebundenen Neigungen, im Grunde doch wacker war.

Noch besser würde ihr Streben gelungen seyn, hätte nicht ein natürlicher Hang des Herzogs zu Härt' und selbst zu Grausamkeit, zwischen ihm und der milden gefühlvollen Victoria eine unsichtbare Schranke aufgerichtet. Unwillkührlich mußten sich in der Folge zuweilen ihre Blicke von den gewaltthätigen Handlungen ihres Gemahls auf den edlen, fühlenden Torelli wenden (dieses war jenes schönen Ritters Name), der seine Macht als Kriegsanführer eben so menschlich brauchte, wie er tapfer im Felde war.

Sie floh indeß die Gegenwart des anmuthigen Ritters und mied selbst das, was ihn betraf, zu hören, demüthig auf der Huth vor ihrem eignen Herzen. Nur zufällig geschah es, daß sie einst etwas Näheres von ihm und seiner Herkunft vernahm. Heracleo Torelli war einer der rühmlichsten Kriegsobersten des Herzogs. Verwaister Sprößling eines edlen Hauses aus einem der benachbarten Freistaaten, war er, halb Kind noch, seinem Oheim in das gelobte Land gefolgt. Dort unter mancherlei ruhmwerthen Thaten zum Manne gereift, kam er in seine Vaterstadt zurück. Ihm folgte allenthalben der Ruf seiner Tapferkeit und seiner Waffenstärke, denn Keiner wußte so gewandt das Schwerdt zu schwingen, und Keiner so anmuthig leicht und doch so wirksam den Speer zu schleudern. Die ersten Jünglinge der Stadt schlossen den Freundschaftsbund mit ihm; allein der Staat war innerlich durch Zwiespalt aufgelöst, und so geschah es, daß, als einst Heracleo des Nachts mit einigen Freunden durch die Straße ging, sie durch Bewaffnete von der Parthei der Gegner angegriffen wurden. Torelli focht mit der gewohnten Tapferkeit, und einer seiner Streiche traf — glücklich oder unglücklich zu nennen, — den Anführer der Gegner, so daß er entseelt zu Boden stürzte.

Obwohl nun seine That nichts als gerechte Nothwehr war, so wußten doch die vornehmen Verwandten des Getödteten, es durch ihr Ansehen im Senat so weit zu bringen, daß einer ihrer besten Mitbürger auf lebenslang aus seiner Vaterstadt verbannt ward.

Wohl bitter schmerzend war dem Ritter dieser Ausspruch; doch wen einmal der Ruhm in seinen Schutz genommen hat, dem darf nicht bange seyn um eine Heimath auf der Erde! Ein guter Vater ist der edle, wohlerworbne Ruhm, dem wohl ein weites Reich zu Diensten steht. Verstößt den Ruhmgekrönten auch ein Land verblendet, so öffnet sich sogleich ein andres, ihn desto liebevoller aufzunehmen. Der tapfre und biedre Heracleo fand eine höchst erfreuliche Aufnahme bei einem benachbarten Herrn, bei eben diesem Herzog, dem er seitdem mit unerschütterlicher Treue diente, und der gerade damals in einem schweren Kriege mit den Ferraresen begriffen war.

Da gab es nun gleich gute Arbeit für des Verbannten tapferes Schwerdt, und er belohnte seinem Schutzherrn die Aufnahme, die er bei ihm gefunden hatte, durch manchen segensvollen Sieg. So war er ihm auch ganz mit Seel' und Leben zugethan, und daher kam es, daß die Lieb' entglühten Blicke der schönen reizenden

Prinzessin, am Hof zu Saragossa, so unbemerkt an ihm vorüber glitten, weil gar nicht eine Ahnung so treulosen Verraths in seine reine Seele kam.

Das, was die Herzogin hier von der Tapferkeit des Ritters und auch von seinem treuen, biedern Herzen hörte, mußte nur dienen, die Flamme noch zu nähren und zu heiligen, die schon sein schönes Bild in ihr entzündet hatte; denn der Zauber der Achtung, ist in solchen Fällen gefährlicher als jeder äußre Reiz.

In dieser gefahrvollen Stimmung ging eine ziemlich lange Zeit hin. Die schöne leidende Prinzessin schien sich allmählich zu erheitern und reizender und blühender zu werden; und an Heracleo bemerkten seine Freunde, daß er, oft wenn er ganz allein war, zwar leis doch lebhaft, mit sich selber sprach, und dieß durch leidenschaftliche Bewegungen und Mienen zu begleiten pflegte. Zwar hatte er von früher Kindheit schon diese Eigenheit gehabt, so wie sie mehreren reich ausgestatteten Gemüthern anhängen soll; allein jetzt that er es noch mehr und leidenschaftlicher als je, und es entging dem scharfen Blick des Herzogs nicht, so wenig als das fliegende Erröthen seiner Gemahlin, und das schnelle Niederschlagen der Augen, so wie des Ritters Blick dem ihrigen begegnete. Der

Herzog war schon von Natur zur Eifersucht geneigt, nur noch sein Ehrgefühl hielt ihn zurück, die schmachvolle Vermuthung anzunehmen; aber ein anderer seiner Obersten, der, vor der Ankunft Torellis, für seinen Günstling gegolten hatte, und der sich jetzt durch den Fremden verdunkelt glaubte, wagte dem Herzog einst einen leisen Wink zu geben, und wie ein Hauch den schwachen Funken schnell zur Flamme aufjagt, so loderten jetzt Eifersucht und Stolz zugleich und kämpfend in der Seele des Herzogs auf. Cornelio! rief er mit Zorn entflammtem Blicke, bringst du mir nicht Beweise deiner entsetzlichen Vermuthung, so haftet mir dein Kopf dafür!

Herr, sagte Jener drauf, gefaßten Tons, nicht lange sollst du auf diese zu warten haben.

Als nun in Kurzem drauf der Herzog einst mit seinem Hof zur Abendtafel saß, und sich Victoria, unter dem Vorwand eines leichten Kopfwehs, früher vom Tisch entfernt und in ihr Schlafgemach begeben hatte, auch heut Heracleo nicht unter den übrigen Hauptleuten mit an der Tafel war: da entfernte sich Cornelio auf kurze Weile aus dem Saale, dann wieder eintretend, begab er sich hinter den Stuhl des Herzogs und flüsterte ihm schnell und leise zu: Jetzt, Herr, ist's an der Zeit!

Bei diesen Worten wechselte das Roth des Zorns mit Blässe des Entsetzens auf dem Antlitz des Herzogs; er stand stillschweigeng auf und folgte ungesäumt dem Ritter; dieser führte ihn in seine Wohnung, die auf einem Seitenflügel des Schlosses lag, und wo man aus den Fenstern, den Garten und auch das Mittelgebäude übersehen konnte. Es war am Abend eines heißen Sommertags; der Mond goß seine Strahlen unbewölkt bis in des Gartens fernste Schattengänge, so daß man, trotz des beweglichen Spiels von Licht und Schatten, doch alle Gegenstände deutlich unterscheiden konnte, und so war das, was dem Herzog zuerst ins Auge fiel, die Gestalt derjenigen, die er schon längst in Schlummer glauben mußte, Victoriens Gestalt, die, im weißen Gewand, auf dem Balkon vor ihrem Zimmer stand, das schöne Haupt schwermüthig auf den Lilienarm gestützt, und den glänzenden Blick auf einen Gegenstand in der Ferne gerichtet. —

Mit brennender Hast folgte des Herzogs Auge der Richtung ihres Blicks, und — mit Entsetzen gewahrte er, in einem Gartengange, den schwärmerischen Heracleo, der leidenschaftlich rasch sich nach dem Balkon begab. Je näher er diesem Lichtpunkt der Schönheit kam, je ausdrucksvoller wurden seine Geberden, bald

legte er die Hand aufs Herz, als wollte er den heftigen Schlag desselben hemmen; bald hob' er sie empor, als um die heiße Gluth der Stirn zu kühlen, indeß feurige Worte leis von den bewegten Lippen strömten. Als er nah unter den Balkon gekommen war, sah der Herzog ganz deutlich, wie die Dame eine schnelle Bewegung mit der Hand machte, und eilig durch die Thür in ihr Gemach ging, worauf auch gleich Heracleo sich in's Schloß verlohr.

Dieß alles sah der Herzog, vor Schreck und Zorn ganz außer sich, und nur zu deutlich war ihm in jener Bewegung Victoriens der Gewährungswink beglückter Zärtlichkeit erschienen; sein Blut, schon beim Mahl durch häufiger genossnen Wein erhitzt, wodurch er die unruhige Glut in seinem Innern zu kühlen gemeint hatte, tobte wie Feuer jetzt durch seine Adern. Ha, teufllischer Verräther! schrie er, auf meine Waffen hast du gleisnerischen Ruhm gehäuft, und mordest doch die Ehre meines Lebens!

Wohl, sprach der strenge Cornelio, und Ehr' ist unentbehrlicher als Ruhm.

In Eil und doch mit einer grimmigen Besonnenheit gab drauf der Herzog Befehl, wie Cornelio einige zuverlässige Krieger bereit halten solle, die auf das Zeichen einer Glocke, welches der Herzog geben werde, heraufkommen und

den Verbrecher zum Tode führen sollten. Auf eben dieses Glockenzeichen sollten ihnen die Wachen am Hinterthor, ohne Aufenthalt, den Eingang öffnen. — Der Herzog eilte darauf in das Zimmer seiner Gemahlin, Victoriens Schlafgemach. Alles war still, als er hineintrat; die Kerzen waren ausgelöscht, und nur der Mond schien durch die weißen wallenden Gardinen der Fenster wie durch ein duftiges Gewölk, und schmückte hell das trauliche Gemach. Die schönsten seiner Strahlen aber goß er um die holdselige Victoria, die eben jetzt ihr zorniger Gemahl in tiefem Schlummer auf ihrem Ruhebett erblickte. Wehmuth ergriff ihn unwillkührlich, als er die liebliche Gestalt, als er den sanften Reiz ihres Gesichts betrachtete, dem die Erquikkung des Schlafs und der Zauber des Mondlichts eine wunderzarte Farbenmischung gab; Wehmuth ergriff ihn, als er dieß holde Wesen so gänzlich seiner Gewalt übergeben vor sich liegen sah, doch bald entbrannte Wuth und Schmerz aufs neue, wenn er bedachte, daß all' diese hohe Schönheit für ihn verlohren und einem Andern zugewendet sey. Öffne die Augen, Meineidige! rief er wild, denn mit nichten täuscht mich dein Schlaf! Ich weiß wen du erwartest, und er wird kommen, doch so daß du sein Kommen verwünschen wirst!

Allein Victoria regte sich nur wie von einem Traume beunruhigt, und schlief dann wieder den festen, süßen Schlaf der Unschuld; nicht eine Miene wechselte auf ihrem sanften Angesichte; fast ward der zürnende Gemahl in seinen Zweifeln irre, — als er mit einemmal ein leises Klopfen an der Thür vernahm! — Entsetzen faßte ihn aufs neue und bebend fragte er: Wer klopft?

„Torelli!“ kam die Antwort wieder — Und aus des Herzogs Wangen wich das Blut. — Gewaltsam hielt er seine Wuth da noch zurück, öffnete leis die Thür, und — vor ihm stand Torelli. —

Ob er das Ärgste gleich geahndet, ja selbst schon gewiß geglaubt hatte, so blieb der Herzog doch einige Augenblicke sprach- und bewegungslos vor der Verwirklichung des schrecklichen Verdachts.

Herr, sey auf deiner Huth! sagte der Ritter eilig, und bleibe gerüstet! Ich habe Waffengeräusch im Hölzchen hinter dem Garten gehört, und glaube selbst Kriegsleute von Ferrara unterschieden zu haben, die ohne Zweifel einen Überfall für diese Nacht im Sinne führen. — Ich suchte dich im ganzen Schloß vergebens; man wieß mich hieher — Verzeihung, daß ich selbst deine Ruhe stören muß!

Genug, Verräther! brach der Herzog jetzt mit fürchterlichen Grimm aus, — du wagst es noch mich durch verruchte Heuchelei zu täuschen? Zurück! wofern mich nicht dein Anblick tödten soll!

Bestürzt wich der Ritter einige Schritte zurück; der Herzog schlug die Thüre krachend vor ihm zu und lief sinnlos im Zimmer auf und ab.

Der tiefste Schläfer hätte wohl bei diesem furchtbaren Geräusch erwachen müssen; erschrokken schlug die Herzogin die Augen auf, und als sie ihren Gemahl in dieser ungewöhnlichen Bewegung sah, sprang sie von ihrem Lager auf und nahte ihm bestürzt, allein mit unbefangenem Zutraun. Was ist Euch? fragte sie bittend, um Gotteswillen, was fehlt Euch, mein Gemahl? Ich bin zum Tode erschrocken.

Der Herzog trat vor ihr zurück und sprach dann mit tödtendem Spott: Erschrocken? Ja fürwahr, Victoria, es ist auch zum Erschrekken, daß der Gemahl da ist, statt deines holden Buhlen! — Ja freilich darum war dein Zimmer wohl so traulich nur mit Mondenlicht erhellt!

Er hatte während dem das verabredete Zeichen mit der Glocke gegeben, das gellend durch die Zimmer tönte. Es traten Diener mit Licht herein. —

Gleich wie im Traum hatte Victoria die Worte des Gemahls gehört. Träum' ich? fragte sie bebend, was sprecht Ihr da, mein Herr!

Schweig! rief der Herzog wild, und stieß sie heftig von sich. — Ganz recht, Ascanio, daß du kommst! rief er Einem der eintretenden Diener zu, flieg'! eile zu Cornelio! sag ihm, daß er schnell den Verbrecher zu dem bestimmten schaudervollen Tode führen lasse; er sey seines Verbrechens überwiesen, der teuflische, verrätherische Torelli! —

Torelli? Jesus! schrie die Herzogin, mit einem Ton, in dem sich all' die lang verhaltene Liebe und zärtliche Besorgniß aussprach, und ihre Augen schlossen sich, und Todtenblässe überdeckte ihre Wangen, als sie ohnmächtig zur Erde sank.

Erschüttert stand der Herzog einen Augenblick neben diesem Bilde, das unter andern Umständen so rührend schön gewesen wäre, er las in schrecklich hellen Zügen die Leidenschaft für einen Andern, auf ihrem sterbenden Gesicht, und die schon halb versöhnten Furien in seiner Brust erhuben sich aufs neu. Ha Schlange! rief er außer sich, so sprichst du dein Verbrechen aus? — Hinweg! bringt sie zum schwarzen Thurm, daß sie dort Buße thue ob ihrer Sünden!

Er selbst eilte voll quälender Unruh hinaus, um nach der Vollstreckung seines Todtenbefehls zu sehen und Cornelio zu sprechen, er wußte selbst nicht deutlich, warum? Etwas betroffen ward er, als er die Stiegen hinunter eilte, Heracleo zu sehen, der, statt sich zu verbergen oder zu entfliehen, mit seiner gewöhnlichen Feldherrnschnelle, die Mannschaft sammelte die noch im Schlosse war, und sie gegen feindlichen Anfall ordnete. —

Indem öffneten die Wachen nach dem erhaltenen Befehle das Hinterthor; sie meinten es Cornelios Leuten aufzuthun, allein ein anderer Haufen, der stürmisch eindrang wie die Fluth des Meers, that ihnen bald mit Schrecken kund, daß sie — — den Feinden, den Kriegern von Ferrara selbst den Eingang geöffnet hatten. —

Dieß war in der That die Veranlassung zu all' den furchtbartäuschenden Auftritten dieses Abends gewesen; der gute, biederherzige Torelli, ohne zu ahnen, welche mörderische Anschläge man unterdeß gegen sein Leben faßte, hatte einsam im entlegensten Theile des Gartens gewandelt, und das Geräusch gehört, und das verlohrne Waffenblinken durch die Zweige gesehen. In heftiger Bewegung eilte er darauf zurück zum Schlosse, und der Eifer für den ge-

liebten Herrn, bewegte ihn zu jenen leidenschaftlichen Geberden, die der Verblendete für Liebeszeichen gegen Victorien genommen, während der treue Krieger im Feuer seiner heftigen Bewegung die schöne Fürstin nicht einmal gesehen hatte. Er eilte durch das ganze Schloß, und wagte es zuletzt, bei der Reinheit seiner argwohnlosen Seele, bis zu den Zimmern der Herzogin zu dringen.

Die seltsamen Vorwürfe des Herzogs bestürzten ihn zwar; allein statt sich in Nachdenken und Grübeln darüber zu verlieren, schrieb er sie, bei der gänzlichen Schuldbewußtlosigkeit seines Herzens, nur einer üblen Laune des Fürsten zu, und eilte selbstvergessend, edel wie er es immer war, nur die so nahe drohende Gefahr jetzt abzuwenden.

Der Anblick des einströmenden Feindes, auf diese Weise selbst in das Schloß befördert, bestürzte jetzt den sonst muthigen Herzog, und unwillkührlich blickte er auf den, von dem er gewohnt war, in solchen Fällen Hülfe zu erhalten, und über den er eben jetzt das schreckliche Todesurtheil ausgesprochen hatte. Heracleo aber, mit aller Gegenwart des Geistes, die ihm als Feldherrn eigen war, ordnete seine schnell vereinten Schaaren, und drängte nach einem verzweifelten Gefecht den stärkern Feind auf sein Gebiet zurück.

So war denn der drohende Streich vom Haupt des Herzogs abgewendet; allein der Sieger sollte sich nicht seiner rühmlichen That erfreuen. Cornelio, nicht um die Aufklärung von Recht und Unrecht, sondern nur um den Untergang dessen besorgt, von welchem er sich in der Gunst des Herzogs verdrängt glaubte, hielt es für rathsam, das Todesurtheil vollziehen zu lassen, ehe Torelli wieder mit dem Herzog zusammen käme und vielleicht eine rettende Erklärung möglich wäre; unter dem Vorwand, daß in der Verwirrung dieser Nacht der ertheilte Befehl früher vollzogen worden sey, als man ihn habe widerrufen können.

Und so, als jetzt Torelli mit wenigen Begleitern von der Verfolgung des Feindes zurück kam, und eben, in die fromme Freude seines Siegs versenkt, durch einen waldigen Thalgrund ritt, stürzten die Leute Cornelio's über ihn her, fesselten ihn im Namen seines Herrn, und führten ihn nach einer Felsenhöhle, welche zum Orte seines Todes bestimmt war. — Denn nicht, — so hatte der Herzog in seiner Wuth befohlen, nicht den zu ehrenvollen Tod durchs Eisen, durch welches auch ein edler Krieger fällt, soll der Verräther sterben, nein durch den Zahn und durch die Klauen eines wüthenden Unthiers werde er martervoll zerfleischt.

Man hielt nämlich in dieser Felsenhöhle einen außerordentlich großen Löwen zu einem Thierkampfe aufbewahrt. Der Eingang ward durch ein davor gelegtes Felsstück fest verschlossen, allein von oben führte eine Öffnung hinab, und hierher brachte man den unglückseligen Ritter, ihn in die schaudervolle Düsterheit hinab zu stürzen. Wobei der Herzog vielleicht, ohne sich selbst dessen klar bewußt zu seyn, gemeint hatte, seine Schmach zugleich in Dunkel zu begraben.

Vergebens flehte der überraschte Ritter, dem man den grausamen Ausspruch kund gethan hatte, um Aufschub und Erklärung seiner Schuld; ohne Erbarmen stürzte man ihn in die grausenvolle Kluft hinab, um dem grimmigen Thier zur Speise zu werden. — Und kein Engel entstieg dem Himmel, den sterbenden Unschuldigen zu retten? Kein Donnerschlag zerschmetterte die Häupter seiner Mörder?

Während das hier geschah, hatte man dort auch unverzüglich den Befehl des Herzogs an seiner schuldig geglaubten Gemahlin vollstreckt, nachdem sie aus der Ohnmacht in ihr jammervolles Leben zurückgekehrt war. Man brachte sie zum schwarzen Thurm, ein abgelegener, öder Felsenthurm, nach seinem düstern Äußern so genannt; allein noch schwärzere Nacht herrschte in seinem Innern. Kein Sonnenstrahl

fiel in das unterirdische Gemach, das man der Leidenden auf Befehl ihres rachedürstenden Gemahls anwieß. Von oben ließ man ihr sparsame Speise nieder, eine Lampe, einige Geräthschaften, ihre Laute, und ein Gebetbuch, um ihre Buße zu üben, war Alles, was man ihr mitgegeben hatte, während man die Thür ihres Kerkers zum Nimmerwiederöffnen verschloß; der Schlüssel ward in den vorbeifließenden Strom geworfen.

Dieß Alles hatte man mit grausamer Gewissenhaftigkeit vollzogen, theils aus Abscheu gegen das ihr Schuld gegebene Verbrechen, theils um sich bei dem Herrn in Gunst zu setzen, während dieser im Kampfe mit dem Feind abwesend war.

Gefaßt vernahm die unglückliche Herzogin ihr Urtheil. Mit Heldenmuth hatte sie ihre Neigung für den noch glücklichen Heracleo bekämpft, in jenem Augenblicke nur, wo sie das Urtheil seines Todes, seines so schrecklichen, grausamen Todes durch den Mund ihres Gemahls aussprechen hörte, siegte die mächtige Natur, und alle Kraft, alle Verzweiflung der mühsam unterdrückten Leidenschaft brach da mit einmal hervor und sprach sich in dem Schmerzensausruf aus, womit sie ohnmächtig zur Erde sank. Und um ihrentwillen, wie sie aus den

Worten ihres Gemahls vernommen hatte, um ihrentwillen war der edelste der Männer so qualvoll hingerichtet worden! Dieser Gedanke machte, daß sie ihr eignes Elend minder drückend fühlte, ja sie fand selbst eine Art von wehmüthiger Erleichterung darin, daß die Grausamkeit ihres ungerechten Gatten nun selbst die Bande löste, die sie an ihn gefesselt hatten, und daß, wenn auch ihr Körper nun in Fesseln starb, doch ihre Seele mindestens die Freiheit fand.

Der Herzog war jetzt nach entschiedenem Gefecht ins Schloß zurück gekehrt, indeß der beste Theil der Krieger unter Torelli's Anführung den Sieg verfolgt und gesichert hatte. Das Gefecht mit den Ferraresen war entschieden, doch nicht also der Kampf in seiner Brust, der nun noch heftiger begann, als er in die einsamen verödeten Zimmer seiner Gemahlin trat. Klar lag es jetzt am Tage, daß die Warnung des wachsamen Feldherrn nicht Heuchelei gewesen war; Erinnerung an seine stets bewährte Treue, selbst alte Neigung regte sich wieder für ihn, und Cornelio hatte nicht unrecht, wenn er einen möglichen Widerruf des blutigen Befehls befürchtete; der Herzog fragte nach Torelli, und schwerlich wäre Jener mit der ersonnenen Entschuldigung ausgekommen, wäre nicht eben jetzt in dem Herzen des Herzogs mit der erwachen-

den Sehnsucht nach der Gemahlin auch die Erinnerung an ihren letzten Anblick aufgewacht. Die grenzenlose, heiße Leidenschaft für einen Andern, die sich in flammenden Zügen auf ihrem Antlitz malte, und die so stark war, daß sie beinah dem Sterbenden selbst sie sterbend nachzureißen drohte, kehrte jetzt herzzerreißend in seine zerstörte Seele zurück und füllte ihn mit bittrem Haß gegen den Glücklichen, als ob er des entschiedensten Verbrechens überführt gewesen wäre. Und so bereute er sein blutiges Urtheil nicht, und wandte sich auch in Erbitterung und Kälte von jedem milderen Gedanken an die büßende Gattin ab.

Ihm blieb überdem nicht viele Zeit, seinen Gedanken und Gefühlen nachzuhängen, denn der Feind, der erfahren hatte, daß sein furchtbarster Gegner, der tapfre, kriegserfahrne Torelli nicht mehr das Heer anführe, erneute seinen Angriff mit verdoppeltem Muth, und der Herzog mußte alle seine Kräfte aufbieten, den Untergang von seinem Haupt zu wenden. —

Kein Engel war zur Rettung des Unschuldigen herabgestiegen! kein Donnerschlag zerschmetterte die Häupter seiner Mörder! — Allein nicht minder wunderbar hatte die ewige Güte sein Leben geschützt; ein Zweig des wildernden Gesträuchs, das in der Felsenöffnung wuchs,

hatte ihn aufgehalten, und die Heftigkeit seines Falls gehemmt, so daß er nicht schon halbzerschmettert auf den Boden der grauenvollen Höhle kam; und als das Unthier nun mit fürchterlichen Brüllen auf ihn stürzte, o Himmel! da schien es auf einmal als werde es durch einen Zauberschlag gezähmt! Freudig schlug der unbändige Löwe seinen Schweif, umsprang den Staunenden mit frohen Ungestümm, so wie ein treuer Hund, der seinen Herrn nach langer Trennung wiederfindet, und leckte freudig schmeichelnd seine Hände. Und — wunderbare Fügung der Gottheit! — dasselbe Rettungswunder, dessen die römische Geschichte erwähnt, wiederholte sich hier! Gleich dem der Sklaverei entflohenen Androkles, der, obwohl selbst hülflos umherirrend, doch Erbarmen mit dem leidenden Thier übte, — und gleich jenem guten französischen Ritter Godefroi Latour, dessen Menschlichkeit die Geschichte rühmt, hatte Torelli auch in einem Anfall großmüthig ritterlicher Schwärmerei einen Löwen, der schon verwundet im Gebüsche lag, und über den zwei hinterlistige Tieger stürzten, von ihrem unedeln Angriff befreit. Und dankbar war der Löwe ihm gefolgt, als unzertrennlicher Begleiter; hatte bei Tag und Nacht ihn und sein Roß bewacht, und erst als er in einer unglücklichen Schlacht gefangen wor-

den, war auch das treue Thier in Feindes Hand gerathen, und durch Verkauf hierher gekommen, wo man, seine außerordentlichen Schicksale und halbe Zahmheit nicht ahnend, um seiner furchtbaren Stärke willen, ihn zum Thierkampfe bestimmt hatte. Bei dem jetzigen überraschenden Anblick kam dem Ritter die Erinnerung an jene Begebenheit in die Seele zurück; und wirklich erkannte er bey dem schwachhereinfallenden Tageslichte jetzt an verschiednen Zeichen seinen ehemaligen treuen Begleiter.

Wie groß war seine Freude bei dem so wunderbaren Vorfalle; von aller Welt verlassen, hatte er den Tod zu finden geglaubt, und fand nun einen unveränderten Freund; Thränen drangen in sein männliches Aug, verglich er die Dankbarkeit dieses wilden aber edeln Thiers mit der Grausamkeit, womit die Menschen ihm tausendfache treue Dienste durch den Tod zu lohnen dachten. Liebkosend streichelte er seines Löwen Mähne, und dankte Gott für seine wunderbare Rettung.

Allein die Freude über sein geschenktes Leben wich bald der Sorge, wie er es erhalten sollte. Einige rohe Wurzeln und die kleine Quelle, die zur Seite sparsam aus der Steinkluft troff, war seine einzige Erquickung; er sehnte sich nach Freiheit oder Tod.

So schlich er einst verzweifelnd rings an den Felsenwänden hin, noch irgend einen Rettungsweg zu finden; und sieh, da nahm ein unterirdischer Gang ihn auf, der sich in mannichfachen Windungen immer unter den Felsen hinzog; der Ritter folgte muthig seinem dunkeln Pfade, als es ihm auf einmal aus der Ferne, wie sanfter Lautenklang entgegenschwebte; er ging den Tönen nach, und jetzt fiel durch das unterirdische Dunkel ein mattes Licht, das, wie er näherkommend sah, am Ende des Ganges aus einem kleinen schwarzen Eisengitter brach, aus welchem auch die Lautentöne drangen; er nahte sich und — — welcher Anblick stand ihm bevor! — Victoria in diesem grausenden Gemach (dasselbe Gefängniß im schwarzen Thurm, wohin man sie begraben hatte), auf einem Steine sitzend, die Laute in der Hand, und nur vom Schein der düsterbrennenden Lampe erleuchtet. Hinreißend schöner hatte er sie nie gesehen, die seidnen Locken aufgelöst, den Ausdruck innigsten Gefühls auf ihren edeln, seelenvollen Zügen, und ihre schmachtenden, von Thränen matten Augen in siegender Erhebung himmelwärts gewandt. Stets war sie für den Ritter das Urbild höchster Schönheit, höchster Vollkommenheit gewesen; nur die unwandelbare Treue gegen seinen Herrn hatte ihm keinen verwegenen Ge-

danken erlaubt; wie ward ihm als er jetzt das nachfolgende Lied, von der gefühlvollen, zärtlichen Victoria singen hörte, das sie mit ihrem sanften Lautenklang begleitete:

Weh! um meinetwillen senkte
Man ins schauervolle Grab
Ihn, zu dem mein Herz sich lenkte
Mein Torelli, dich hinab!!

Mein Torelli? — Ja es töne
Jetzt der süße Name laut!
Wo ich sterbend dich versöhne
Sey er dieser Gruft vertraut!

Armer, schöner Liebling! sterben
Schuldlos, Edler, mußtest du!
Doch beglückt dich zu erwerben
Theil' ich deines Grabes Ruh!

Frey im Tode schwingt die Seele
Sich aus ihrer Fesseln Zwang;
Was das Leben auch verhehle
Tön' des Schwanes Grabgesang.

Meines Herzens heil'ge Liebe
Opfert' ich der kalten Pflicht;
Undank lohnt die reinen Triebe
Und des Herzens Riegel bricht.

Und zu dir, zu dir hinüber
Rettet all' mein Leben sich!
Was du nie vernahmst, du Lieber,
Ewig, einzig, lieb' ich dich!

Sey gegrüßt, o du mein Leben!
Mein Torelli, lächle mir!
Jenseit bin ich dir gegeben,
Armer, süßer Liebling dir!

— Ein Schleier falle über das Gemälde. — Wer malt die Scene dieses Kerkers? wo zwei edle Liebende, obwohl in der Nacht allertiefsten Elends, getrennt selbst durch ein hartes Eisengitter, und einem jammervollen Tod entgegensehend, doch alle Seeligkeit des Himmels empfanden; während ihr grausamer Verurtheiler auf seinen seidnen Polstern umsonst die Ruh herbeizieht.

Im Volk herrschte indeß die größte Unruh; das grausame Geschick Torelli's und Victoriens hatte die Gemüther empört, denn alle liebten die leutselige Fürstin und den menschenfreundlichen Ritter, und die verdoppelte Härte, die der Herzog in seinen Handlungen bewieß, und wodurch er eigentlich nur seinen erbitterten, geheimen Kummer zu erleichtern suchte, mußte nur um so lebhafter das Andenken an jener Milde wieder erwecken.

Darum erregte es nicht allzugroße Trauer, als der Herzog in einem unglücklichen Treffen gegen die kühngemachten Feinde blieb; nur das erweckte die größte Bestürzung, daß nun die Feinde unaufhaltsam das Land überschwemmten

und selbst bis an die Hauptstadt drangen; jetzt fühlte man empfindlicher als je den Verlust eines tapfern und erfahrnen Feldherrn, Torelli's Name ward nun allgemein genannt, und die Krieger die ihn vergöttert hatten, riefen laut: O wäre unser lieber Hauptmann noch mit uns gewesen, wir wären nimmer geschlagen worden!

Man schalt sich undankbar, daß seine schmähliche Hinrichtung auf diesem Grund und Boden hätte vollzogen werden können, der allenthalben noch die Spuren seiner Wohlthaten trug, und in der Begeistrung für ihn wollte man wenigstens die Stätte weihen, die sein verehrtes Blut getrunken hatte; das Volk, die Krieger, Alles eilte nach der Felsenhöhle und welch' ein Wunder stand ihnen bevor! Sie glaubten des Ritters verklärten Geist zu sehen, als sie ihn selbst so wunderbar erhalten und den Löwen ihm freundlich unterworfen sahen, und als nun jeder Zweifel schwand; als sie ihn wirklich — und lebend schauten, da führten sie ihn jauchzend in das verwaiste Schloß und baten ihn den Thron zu besteigen, der eines Mannes, eines Helden nöthig habe.

Daß mit ihm auch zugleich Victoria wie ein holdes Gestirn aus ihrer Nacht hervorging, bedarf wohl keiner Frage. So hatte denn das weißsagende Zartgefühl der Liebe

nicht getrogen; Victoria erblickte den jetzt wirklich auf dem Throne, den sie schon an dem Hofe ihres Vaters in seiner Fürstenherrlichkeit erkannt; und sie, die die unglücklichste der Fürstinnen gewesen war, ward bald darauf die glücklichste, als Gattin ihres geliebten und edelmüthigen Torelli.

Ein guter lombardischer Meister hat späterhin den ritterlichen Herzog im Bildniß dargestellt, wie er gleich einem lächelnden Engel auf einem Felsstück seines Kerkers sitzt. Der Kopf des treuen Löwen ruht auf seinem Schooße, und seine Hände streicheln sanft die rauhe Mähne. — Über ihm schwebt auf einer Rosenwolke die siegende Liebe — in der Gestalt Victoriens.

II.

Der Dom zu Naumburg.

Sage aus dem Alterthum.

Wenn du, o Fremdling, einst die reizenden Gestade der Sale besuchest, und du siehst in einem zauberischen, stromdurchfloßnen Thale sich drei majestätische Thürme aus dem Dufte erheben, die wie Geister der Vorwelt ernst und feierlich und schweigend auf die blühenden Gefilde schauen: wisse, das ist der Dom zu Naumburg. Versäume nicht, wenn du eintrittst in die alte, ehrwürdige Stadt, auch den Bau zu begrüßen, in dessen hallenden Gewölben noch heiliger Schauer der Vorzeit weht. Viel Denkmäler jener ritterlichen Zeiten wirst du dort erblicken; wallende Fahnen als Siegeszeichen aufbewahrt; Waffen dort zur Ruhe bestatteter Helden, und manch rührendes Gebild in Stein gehauen. Zwei derselben sprechen das Herz besonders deutsam an: du wirst an einer der Seitenwände eine weinende Jungfrau sehen, und ihr gegenüber einen lachenden Ritter; an einer andern Stelle aber eine triumphirende Jungfrau, und ihr gegenüber einen weinenden Ritter. Das ist die holde Agnes, die Stifterin des nahgelegenen Klosters zu St. Ursula, und ihr Ge-

liebter, Ritter Adelbert *), der zugleich ihr Vetter war.

Wohl traurig ist die Kunde von der zarten, edeln Jungfrau und dem minniglichen Ritter. Der Ritter war hoch und strahlend wie das Gestirn des Tages; die Jungfrau lieblich wie die Morgenröthe: allein die stolze Sonne mag nicht weilen bei der sanften Morgenröthe; vergebens streckt sie ihre Rosenarme weit am Himmel aus nach dem enteilenden Geliebten; er eilt dahin, verfolgt am hohen Himmel seine Bahn, bis er ermüdet sich zu der verlaßnen Freundin sehnt, die nun, verwandelt in Abendröthe, ihn empfängt — nun aber sinken sie beide in Nacht. —

Die holde Agnes war die Tochter eines mannhaften und biedern Ritters aus dem Thüringerlande; allein obwohl die Erbin reicher Schätze, war sie doch eine älternlose Waise von früher Kindheit an: ihr edler Vater war geblieben auf dem Felde der Ehre, und ihre Mutter hatte die Verwaiste nie gekannt. Inzwischen zog ihr Reichthum, so wie die Anmuth ihrer Bildung, gar viele Freier um sie her; der stattlichsten und schönsten Ritter wohl aus nah und fernen Landen. Sie stritten und turnierten um sie, verlangten ihre Farben zu tragen, und schmei-

*) Sonst auch Eckard genannt.

chelten ihr mit allen süßen Reden, die den Liebenden nur zu Gebote stehen mögen. Dem allen ohngeachtet wollt' es doch Keinem gelingen, die Liebe der ersehnten Jungfrau zu gewinnen; denn sie hatte ihr Herz von früher Jugend an zu ihrem Vetter Adelbert gewandt, als er heimkehrte aus dem Kriege von Italien. Adelbert, den sie nicht gesehen seit dem Knabenalter, war jetzt schon herangereift zum Manne; stand vor ihr, die funkelnden Augen auf sie gerichtet, und sprach mit der tonvoll süßen Stimme liebkosende Worte zu ihr; denn ihn ergötzte der Anblick des zur Jungfrau aufgeblühten holden Kindes, und er faßte alsobald eine heftige Neigung zu ihr in seinem Herzen. Sie aber konnte seines Bildes von der Stunde an nimmer wieder ledig werden; stets sah sie ihn so vor sich stehen, wenn er ausgezogen war zu Schimpf und Ernst, zu Ritterspielen oder Fehden; denn Herr Adelbert hatte einen streitbaren, ritterlichen Geist, und sein Genoß, sein ritterliches Schwerdt, mochte nicht lang rasten in der Scheide. Wenn er dann wieder kam, so war es der verwaisten Agnes, wie es dem Wanderer zu Muthe ist, wenn er die Luft der lieben Heimath wieder fühlt; ein solcher wundersamer Zauber lag in seiner Gegenwart für sie: unwissend für sie selbst.

Nun aber gab es gar viel der Freunde und Bekannten, die wohl selbst ein hübsches Fräu-

lein, Tochter oder Base, zu versorgen gewünscht durch den stattlichen Adelbert, die ihm einredeten zu eitel giftigem Argwohn, unablässig sagend: „das Fräulein hält einen freien Hof; die Freier und Sponsirer ziehen aus und ein; sie freut sich an der Liebespein der Männer und treibt mit redlicher Minne nur Scherz, insonders mit der Eurigen, deren sie in ihrem eiteln, unschlüssigen Herzen lacht. Ihr Reichthum macht sie stolz, und sie ergötzt sich, wenn sie ihre Freier zu einer rechten Liebeshöhe gebracht, um ihnen dann mit lachendem Muthe den Abschied zu geben.“

Das ging dem Ritter durch Mark und Bein. Sein Stolz, dessen er wohl ein gutes Theil besaß, erhob sich mächtiglich: „Denkt denn die stolze Jungfrau, sprach er unmuthig zu sich selbst, daß sich um ihres Reichthums willen ein edler, freier Ritter zu dem Minnesolde drängt? Ich habe der Güter genug, als ehrenwerthes Erbe meiner Väter, und nimmer bin ich gemeint, als Spielwerk ihrer Laune ausgestellt zu werden?“

Nach diesen und ähnlichen Betrachtungen hielt zwar die Liebe den Ritter noch in der Nähe des Fräuleins fest; jedoch war sein Betragen ungleich und von Argwohn eingegeben. Er suchte eine Annäherung, und vermied sie wieder, aus Stolz und Furcht, verschmäht zu sehen

seine Liebe. Ja er suchte sogar diese Liebe gegen alle Anwesenden und gegen sich selbst zu verbergen, um nicht als ein gutwilliges Opfer ihrer Eitelkeit zu gelten. Zuweilen vermied er es, mit seinen Augen auf die ihrigen zu treffen.

Die Jungfrau ihrerseits ward durch so seltsames Betragen höchst bekümmert und verwundert zugleich. Das Unglück, das man ihr so grausam vorwarf, der frühzeitige Verlust ihrer Ältern, hatte sie zwar schüchterner und unsicherer in ihrer Wahl gemacht; jedoch traf sie der Vorwurf nicht, als ob sie ihre Freiheit übermüthig brauche, und ihr gerechtes Selbstgefühl hierüber vermischte sich wohl auch mit einigem Stolze. Auch dachte sie hin und wieder in ihrem Herzen: Welch seltsames Betragen von dem Ritter Adelbert? Hab' ich ein solches verdient, die so viele der edelsten Ritter heimsuchen, die keinen begünstigt, und nur ihn im stillen Busen hegt?

Sie wandte sich denn wohl zuweilen auch gekränkt von ihm ab, wenn er sich näherte, und verbarg das Gefühl für ihn, wie er das seinige.

Auf solche Weise aber wuchs die Entfernung zwischen beiden immer mehr. Der Ritter glaubte sich mit jedem Tage mehr beleidigt; und da die Eingebungen der feindseligen Rathgeber immer häufiger, auch bei dem Ritter der Stolz noch

mächtiger war, als die Liebe: so gewann dieser endlich ganz die Oberhand. Der Leichsinn redete indessen auch dazwischen und spiegelte ihm vor: Wie die Welt groß sey? und wie einem Ritter von adlicher Gestalt und wohlanständigen Rittertugenden das Glück wohl nirgends ganz abstehen werde. — Und so beschloß er ohne Weiteres in fremde Ferne zu ziehen, und einer allzu unruhvollen Liebe auf immer Lebewohl zu sagen. Der Krieg, der eben zu der Zeit am Rheine im Ausbruche war, lieh ihm einen geschickten Vorwand bei der überraschten Agnes.

Auf's Heftigste erschrocken war die Jungfrau, und auf's Innigste betrübt. Alles gerechte Zürnen schwand in ihrer Seele, als ihr geliebter Adelbert in voller Rüstung in das Zimmer trat, ihr Lebewohl zu sagen. Gerade wie damals, als sie zum ersten Male ihn gesehen, so sah sie jetzt die hohe, schlanke Gestalt eintreten: die stolzen Federn winkten wie damals von dem Helme und beschatteten das männlich holde Angesicht; die Schärpe flatterte wie damals bei seinen herbeieilenden Schritten: — allein in beider Seelen war es anders, das sagte ihr ihr Herz, und eine dunkel bange Ahnang zitterte durch ihre Seele, daß dieß kein leichter Abschiedsgruß zu einer kurzen Fehde, sondern wohl eine Trennung seyn möge auf — Nimmerwiederfinden. — Da brach der gewaltige Schmerz in ihrer Brust

durch alle Schranken, die Thränen stürzten stromweise aus den sanften Augen, und sie brach in ein lautes Weinen aus, nicht achtend derer, die im Zimmer gegenwärtig, und Zeugen solcher herzlichen Betrübniß waren. Dieses wäre Zweifel ohne die rechte Stunde zu einer gründlichen Verständigung gewesen, hätte der Ritter, so wie das Fräulein, der Fremden Gegenwart übersehen können: so aber waren deren Einige dabei, die ihn gewarnt und seiner Leichtgläubigkeit gespottet hatten, und die nun mit lauernden Blicken auf ihn sahen. Alles, was sie ihm je gesagt, kam mit erneuerter Bitterkeit in seine Seele, und weckte wieder den gekränkten Stolz, der durch des Fräuleins Thränen in etwas beschwichtigt war: und so zwang er sich zu lachen, wo doch eigentlich das Herz ihm blutete. Er redete der Jungfrau zu, mit artigen und wohlgeziemenden Worten vom baldigen Wiedersehn, und eilte, einen Auftritt zu beendigen, der einen so quälenden Kampf in seinem Innersten erregte. Und dieses stellen die beiden ersten Bilder im Dom zu Naumburg dar, nämlich einen Ritter, der mit lachendem Muthe scheidet, und eine Jungfrau, die in großer Betrübniß weint. —

Sein Streitroß wieherte am Burgthor; er begrüßte das Fräulein nochmals ehrerbietig, und eilte dann mit schnellen Schritten von ihr hinweg aus dem Gemache. Das Fräulein aber,

als sie ihn verschwinden sah, rief übermannt von Schmerz ihm nach: „Ach Adelbert, leb wohl dann! lebe wohl, mein einziges Glück auf Erden!"

Dieser rührende Ausruf drang jedoch nicht mehr zu des Ritters Ohren. Das Fräulein sah ihn über den Schloßhof eilen mit klirrenden Spornen: er warf sich auf das brausende Roß, und jagte den Schloßweg hinunter.

Die arme Agnes stand noch lange an dem Bogenfenster und starrte in die blühende Landschaft hinab. Ach! es war dasselbe Fenster an der Sale, wo er ihr zum ersten Male von seiner Liebe gesprochen hatte; und eben so blühend, wie damals, war die Landschaft; doch ach! in ihrer Seele dämmerte der Herbst. Jetzt, da der Ritter verschwunden, da das Geräusch seiner Tritte verklungen war, da kehrte sie wehmüthig in das dunkle Herz zurück, und da ward ihr mit übergroßen Schmerzen kund, was sie vorher noch selbst so deutlich nicht gewußt: wie nämlich der Ritter ihre einzige Freude und gleichsam ihres Lebens Seele sey. Sie zog sich in die tiefste Einsamkeit zurück, und lebte nur für ihre Lieb' und ihre Traurigkeit; und oft noch trat sie an dasselbe Fenster, die Stäte schmerzlicher Erinnerung.

Wochen und Monden vergingen, und Herr Adelbert kehrte nicht, wie sie auch gleich voraus

gesehen. Endlich erfuhr sie, daß ihr Herzgeliebter, nachdem er so manches Liebes-Abentheuer bestanden, jetzt nach geendetem Kriege im Lande Würtemberg verweile, wo er von einer unvergleichlich schönen Dame, Namens Gräfin Adelheit, in Fesseln gehalten werde, die zwar von ausserordentlicher Schönheit, allein dabei von treulosem und falschem Sinne sey. Agnes erfuhr das, und sie fühlte, daß ein neuer Strom von Jammer, doch zugleich von mitleidsvoller Liebe, sich durch ihre Brust ergöß.

Das was die Sage berichtete, war nur allzugegründet. Die Dame, die den verblendeten Ritter in ihren Fesseln hielt, hegte einen bösen und trügerischen Sinn, und war mit einem mächtigen Feinde Adelberts in jener Gegend einverstanden. Er hatte inzwischen wiederholte Warnungszeichen und Winke wie von geistiger Hand erhalten, ohne jedoch in seiner liebenden Bezauberung darauf zu achten.

Eines Abends aber, als er noch spät im Mondenscheine zu dem Schlosse der Geliebten reiten wollte, da dünkte es ihm gar schauerlich, so mild und schweigend auch die Mondnacht war. Das Thal zur Linken lag voll mondheller Nebel; zur Rechten flüsterte der dunkelgrüne Wald, und das Mondenlicht brach glänzend zwischen den zitternden Blättern hindurch und schlich sich heimlich durch den Wald. Von fern-

her aus des Waldes dunkeln Gründen ging der Nachtwind herauf und rührte schauerlich die Zweige durch einander, und so schien eine geheime, geisterhafte Gegenwart durch die ganze Gegend zu wehen.

Der Ritter wollte eben sein Pferd in den Wald einlenken, durch den der Weg zum Schlosse der schönen Gräfin führte, als eine zarte weiße Schattengestalt an ihm vorüber schwebte, und ihm mit wunderbar herzeindringendem Tone zurief: „Kehr um, Ritter Adelbert! um aller Heiligen Willen reite nicht durch diesen Wald, und nicht zum Schlosse Adelheits in dieser Nacht! Im Walde harret auf dich Verrath und Tod!“

Da es von der Seite des Waldes war, so deckte der Schatten der Bäume halb die zarte Nebelgestalt, und sie war verschwunden, ehe der Ritter noch seiner Besinnung völlig mächtig werden konnte. Eine wunderbare Gewalt, die in den Worten und der Stimme lag, war ihm ins Herz gedrungen, und hatte ihn tief erschüttert. Er lenkte daher Augenblicks sein Roß und ritt zurück. Da ihm inzwischen doch nach einer Weile Adelheit aufs Neue einfiel, und was sie von ihm denken möchte, daß er versprochenermaßen nicht gekommen sey, und ihn dieß gar zu sehr ängstete: so sandte er seinen Knappen

auf das Schloß, ihn bei dem Fräulein zu entschuldigen.

Der Knappe aber kam nicht zurück, sondern Herr Adelbert erfuhr, daß er im Walde von einem Haufen Reisiger umringt, geworfen, und mit Ketten und Banden belastet, in einen tiefen Thurm geschleppt worden, in Meinung, daß er, der Ritter selbst, es sey.

Herr Adelbert erschrack zwar bei der Nachricht: allein er wußte seinen Feind sogleich zu deuten, und dachte nur auf Mittel und Wege, wie er seinen Diener losmachen wolle, sey es durch starkes Lösegeld, oder sonst auf eine Weise. Doch ganz erschüttert ward er erst, als dieser von selbst erschien, der, nachdem man den Irrthum entdeckt, in leichterem Gewahr gehalten worden, und als ein junger und wohlgebildeter Mensch, mit Hülfe der Frau des Kerkermeisters, aus seiner Haft entkommen war, und nun erzählte: wie er nicht allein ganz deutlich im Mondenlichte Leute der Gräfin unter dem feindlichen Haufen erkannt, sondern auch auf der Burg von Adelberts Gegner ganz genaue Nachricht über ein vertrautes Einverständniß zwischen dem Besitzer und der falschen Adelheit erhalten habe, als womit auch das schleunige Verreisen der Gräfin nach jenem Abende in Übereinkunft stand.

Da war es dem Ritter, als habe ihn ein Donnerschlag getroffen. Er wollte Anfangs dem

Berichte seines treuen Dieners noch nicht Glauben gönnen; doch alle Nachrichten, die er deßhalb einzog, stimmten nur allzugut damit zusammen. Nun wachte Schmerz und Wuth zugleich in seiner Seele auf, und dazwischen drängte sich eine quälende Reue. Er dachte an die zärtliche, verlaßne Agnes, die, ob auch stolz, doch immer weichen und großmüthigen Herzens war, und ehmals ihm manche trübe Stunde aufheiterte. — Er dachte ihrer Thränen bei dem Scheiden, und sie fielen jetzt wie siedendes Öl auf sein verwundetes Herz. Zugleich erwachte die alte Neigung zu ihr mit aller Stärke; denn es war, als ob in jener warnenden Geisterstimme ein Ton von ihr ihm tief und sehnsuchtweckend bis in des Herzens Grund gedrungen sey.

Er säumte nun nicht einen Augenblick, sondern trat klopfenden Herzens die Reise nach der Heimath an. Es war ihm wohl und weh zu Muthe, als er in die so wohl bekannte Gegend kam, als er die Wellen der Sale, die ihn mit freundlichem Schimmer grüßten, und alle die blühenden Haine und Wiesen ihrer Ufer wieder erblickte. — Da sah er aber aus dem zarten Dufte die Thürme eines Klosters sich erheben, das er vorher nie gekannt. —

Er eilte, die Burg seiner Freundin zu erreichen, gelangte daselbst an, und klopfte an das fest verschlossene Thor. Da kam der Burgwart,

öffnete und sprach: „Wen sucht Ihr hier, gestrenger Herr?“

Der Ritter nannte ihm darauf sein Begehr. „Die findet Ihr hier nicht,“ entgegnete der Andere. „Unsere edle Gräfin hat schon seit langer Zeit ihr Schloß verlassen. Ihr findet sie da drüben, drei Meilen Weges von hier, im Kloster zu St. Ursula.“

Der Ritter schauerte bei diesen Worten ahnungsvoll in sich zusammen; doch zitterte er mehr zu fragen. Er lenkte Augenblicks sein Roß um, nach dem Kloster hin zu eilen. Der Abend nahte schon heran. Die innere Angst trieb ihn nun ohne Rast der Nähe der Geliebten zu: ob er dort Trost und Linderung finden würde, war ihm noch selber unbewußt.

Er kam an bei der Klosterpforte und klingelte mit Ungestüm. Die Pförtnerin erschien. Eine ungewöhnliche Trauer lag in ihrem ganzen Wesen, auf den bleichen Wangen und den thränenschweren Blicken. Sie winkte dem Eintretenden, seinen Ungestüm zu mäßigen.

„Verzeiht einem Unglücklichen, ehrwürdige Frau!“ rief der Ritter, wie er in verstörter Eile herein stürzte. „Ich suche meine Base Agnes bei Euch! ich, ihr Vetter Adelbert!“

„Ach! seyd Ihr Ritter Adelbert?“ sagte die Klosterfrau,“ so haben wir Auftrag, Euch dieß zu übergeben, sobald Ihr unsre Mauern beträ-

tet. Es liegt schon lange für Euch hier im Sprachzimmer bereit."

Sie gab ihm bei diesen Worten eine Rolle Pergament, die er mit zitternden Händen eröffnete. Und siehe, es war ein Schenkungsbrief der treuen Agnes, worin sie noch bei ihrem Leben alle ihre Güter zwischen diesem ihrem neu erbauten Kloster und ihrem Vetter Adelbert theilte; hinzufügend, wie er, der ihrem Wunsche nach des Lebens Freuden in aller ihrer Fülle genießen solle, wohl besser als Besitzer ihrer Güter gelten möge, als sie selbst. — Denn wohl war ihr kund geworden, wie der verblendete Ritter, seit jener Trennung, seiner leichtsinnigen Lebensart, vorzüglich aber seiner Leidenschaft für Adelheit, fast seine ganze Habe aufgeopfert.

Da leuchtete dem Ritter heller als noch je die Wahrheit durch die Seele, daß er das beste Herz auf Erden bis dahin so undankbar verkannt. Er forderte mit heißer Ungeduld zu ihr geführt zu werden. — „Dieß ist nicht möglich, edler Herr!" entgegnete die Klosterfrau. „Unsere Äbtissin, die heilige, fromme Agnes, liegt im Sterben, und mag wohl fürder keine irdischen Besuche mehr empfangen."

„Agnes Eure Äbtissin? O barmherziger Gott!" schrie der Ritter und stand einige Augenblicke wie vernichtet. Dann brach er in die herzzerreißendsten Klagen aus, und bat aufs

Rührendste, daß man ihm doch aus Barmherzigkeit den Eintritt zu der Sterbenden gestatten wolle.

Die Klosterfrau, gerührt von seinen Leiden, meldete sein Gesuch und erhielt Gewährung. Und so trat er denn hinein in das geweihte, feierliche Sterbezimmer, wo eben ein Engel die letzten Bande der Sinnlichkeit von seinen lichten Schwingen warf. Die Kerzen brannten hell um das erhöhte Bett, und die weinende Schwesterschaft stand darum versammelt, in weiße Schleier gehüllt. Die Sterbende selbst dagegen lag, mit verklärtem lächelnden Angesichte, als sähe sie schon das himmlische Triumphthor offen, durch welches sie, die fromme Heldin, einziehen sollte. Da sank der Ritter Adelbert zur Seite ihres Lagers auf die Kniee, und meinte die zerrissene Seele in Thränen aufzulösen. Sie aber bot ihm sanft die Hand, und sprach mit himmlisch milder Stimme: „Weine nicht so, mein Adelbert! das Reich der wahren Liebe ist nicht von dieser Erde! — Auf Wiedersehn dort oben in dem rechten Vaterlande!"

Die holde Stimme brach und ihr verklärtes Auge löschte aus in Nacht. — Auch in des Ritters Seele ward es Nacht, als der tröstende Leitstern seines Lebens untergegangen war. — Die Nonnen weinten über den Tod ihrer Be-

schützerin, ihrer Trösterin. Die Armen und die Waisen jammerten um die verlorne Mutter.

Ob Agnes selbst der warnende Schutzgeist gewesen sey, der den Ritter zur Zeit der Gefahr umschwebte? oder ob bloß die Kraft ihres Gebetes der Engel einen ihm zum Schutz herab gefleht? hat nie ganz deutlich kund werden wollen.

Der Ritter nahm das Gut, das ihm mit Agnes Tode zugefallen war, und bauete auf der Höhe von Naumburg den geweihten Dom. Die heiligen, erhabnen Thürme steigen in die Luft, wie Geister jener lang versunkenen Zeit, und blicken abgeschieden auf die blühenden Gefilde nieder, so wie ihr trauernder Begründer auf das blühende Leben sah. Er ließ die deutungsvollen Bilder fertigen, und zog dann in das heilige Land, von wannen er nicht wiederkehrte. — Er war seiner geliebten Abendröthe in die Nacht gefolgt, um dort im ewigen Morgenlande mit ihr vereint zu seyn.

III.

Der Ardennerwald.

Novelle.

Welch' ein wundervolles Glänzen
Durch Ardenner Waldesnacht!
In den nächtlich düstern Gränzen
Ist der junge Tag erwacht.

Fröhlich leuchten die Gefilde
In dem sanften Wiederschein;
Denn die reizende Mathilde
Zieht ins finstre Thal herein.

Mit diesem Liede empfingen die Vasallen der Gräfin von Negremont ihre reizende Herrin, als sie ihr Schloß in jenen einsamen Gegenden bezog; dieß und noch viel dem ähnliche Lieder dichteten und sangen die ritterlichen Herrn, die sich alle wetteifernd um die holde Gebieterin drängten, und durch tausend zarte Dienste ihre Huld zu gewinnen strebten. Die Mehrsten unter ihnen hegten wohl die stolze Hoffnung, sich durch die Hand der Schönen von Belehnten zu Lehnsherrn zu erheben; die Dame schien indessen wenig geneigt, dergleichen Huldigungen anzunehmen; sie hatte ihre Blüthenjahre mit einem alternden Gemahl, dem Grafen von Valinaure, verlebt, nur nach und nach durch Achtung und

kindliche Ergebenheit an ihn gefesselt. Nach seinem Tode schien sie keinen Wunsch zu haben, als ihrer Freiheit zu genießen, und sich in ungestörter Einsamkeit dem stillen Zuge zur Schwermuth hinzugeben, der ihrem Wesen eigen schien, der aber ihren Reiz nur noch anziehender für Andre machte.

Die Lage ihres Schlosses im Ardennerwalde, des Schlosses Negremont, das ihr eben durch Erbschaft zugefallen war, zog sie vor allen ihren übrigen Besitzungen an. Diese romantisch schauerlichen Wälder, durch so viele Sagen alter, heldenreicher Zeiten berühmt, schienen sie mild in ihre stillen wehenden Schatten einzuladen; diese Felsen, die die wildschönen Thäler in sich schlossen, ihr treuen, festen Schutz für ihre stille Freistatt zu verheißen, und die Wellen des Stroms ihr freundlich grüßend zuzurufen: Sieh' doch, wie wir uns flüchten in die wohlthätige Ruhe der Waldnacht! Die hundertjährigen, edeln Bäume wölben sich schützend in einander, und bergen jede trübe Well' in ihrem Schooß!

In dieser Neigung zur Stille ward sie nur zu sehr durch die Feste gestört, womit ihre Ritter alle, der Reihe nach, ihren Einzug zu feiern strebten; Keiner wollte dem andern nachstehen, und die Gräfin konnte sich, ohne sie bitter zu beleidigen, nicht weigern, dabei zu erscheinen.

Mit zarter Schonung, mit der holdesten Bescheidenheit, suchte sie alle Huldigungen abzulehnen, und keinem unter ihren Lehnsleuten den kleinsten Vorzug einzuräumen; und dennoch wollte man bemerkt haben, daß Einer unter der Ardenner Ritterschaft, der glänzende Clarence, einen entschiednen Vortheil in den Augen der lieblichen Gebieterin davon getragen habe. Man war geneigt, dieß leicht zu glauben, da dieser schöne Ritter den Sieg gewöhnlich in Damenherzen zu erringen pflegte; noch reizender, als schön, durch sein Betragen, durch die Gewandtheit seines Geistes, wußte er allen Launen des weiblichen Gemüths zu schmeicheln; nur selten und nie unaufgefordert sprach er von seinen Waffenthaten, und dann mit jenem einfachen bescheidnen Tone, welcher den Tapfern eigen ist, und der ihn nur noch glänzender bei den Frauen, noch furchtbarer seinen Gegnern machte. Daß er der Eitelste, der Unbeständigste von allen Rittern war, das kam bei der Berechnung seiner Vorzüge nicht in Anschlag. Schon Mancher hatte der Kummer über seine Untreue das Herz gebrochen, und immer Mehrere drängten sich der schönen verrätherischen Flamme zu. Denn es ist fast, als ob das Herz eines flatterhaften Mannes einem Magnetstein gleiche, der die Herzen der Weiber unwiderstehlich an sich zieht; erst

treibt sie nur die Eitelkeit, den nie Gefesselten zu fesseln, bis sie, selbst in dem verderblichen Gefühl befangen, gleich den Andern darin untergehen.

Für jetzt war die Eroberung der schönen Lehnsherrin das einzige Ziel seines Strebens; ihre Schönheit, und der Gedanke, sich bald durch sie zum Oberhaupt aller seiner jetzigen Nachbarn erhoben zu sehen, erfüllte ihn mit tausend entzückenden Bildern. Alle Verführungskünste wurden von ihm aufgeboten, und eifersüchtig bewachte er jedes Zeichen von Wohlwollen, welches einem Andern zu Theil ward.

Bei einem der Banquette, die ihr zu Ehren angestellt wurden, fiel die Rede auf einen Gegenstand, der längst allgemeine Aufmerksamkeit erregt hatte, auf einen Fremdling, schon seit mehreren Jahren in einer abgelegenen Gegend des Ardennerwaldes hausend, und von einer so seltsamen Menschenscheu ergriffen, daß er ein rauhes, mit Felsen rings umschanztes Thal zu seinem Aufenthalte gewählt hatte, das jedem Andern unzugänglich war. Die Ritter wußten viel von seiner furchtbaren Wildheit zu erzählen, und von den Schauern jenes engen Klippenthals, wohin nur er und sein alter Gefährte den Eingang durch einen unterirdischen Felsweg zu

finden wisse; ein Abgrund sey es vielmehr, in welchem er eine düst're Grotte bewohne.

„Ich möchte ihn wohl sehen, den sonderbaren Menschen!“ rief die Gräfin mit Wärme; sie hatte mit lebhafter Theilnahme sich vorbeugend alle diese Schilderungen angehört, und ihre schönen Wangen rötheten sich vom Feuer des zartesten Gefühls.

„Verlangt Ihr dieses, schöne Herrin,“ erwiederte der Ritter von Clarence, der schon dieß freundliche, lebhafte Mitleid einem andern Wesen mißgönnte, „verlangt Ihr dieß, so will ich ihn zum Kampfe fordern, und glückt es mir, ihn zu besiegen, ihn dann in einem eisernen Käficht zu Euch zu führen; denn wer die Menschen seines Gleichen flieht, wie wilde Thiere thun, der ist auch keiner andern Behandlung werth.“

Der sonst so fein gewandte Ritrer hatte sich dießmal von seiner Empfindlichkeit hinreißen lassen, und ganz den rechten Weg zum Herzen der Gebieterin verfehlt. Mit hohem Ernst sah sie ihn an, und sagte: „Ritter, nur Unglück kann wohl eines Menschen Herz zu solcher bittern Scheu vor seines Gleichen führen, und Unglück, dünkt mich, gebeut Achtung und Milde.“ Einmüthig gaben die menschlichen Frankenritter der Gräfin ihren Beifall zu erkennen.

Clarence hatte im Augenblicke seinen Fehlgriff bemerkt, und fühlte nun zehnfach empfindlich Mathildens strenge Zurechtweisung im Angesicht aller seiner Mitgefährten; die Röthe der Beschämung und des gekränkten Stolzes flog glühend über seine Wangen; doch barg er den Unmuth unter seinem gewöhnlichen, anmuthigen Betragen, versichernd, wie er einzig und allein zum Scherze so gesprochen, um die Gesinnung der Übrigen zu erforschen, die er zu seiner Freude ganz mit der seinen übereinstimmend fände.

Die Unterhaltung wurde seitdem ernster. Nach aufgehobener Abendtafel war die Gräfin in die Wölbung eines Fensters getreten, und blickte über den weiten Garten, der in feiernder Dämmerung lag, nach dem Walde hinüber, nach eben der Stelle, wo der Beschreibung nach die Wohnung des Einsamen lag. Da nahte sich ihr ein alter Ritter, der während dem Mahl weit von ihr entfernt gesessen hatte. „Glaubt nicht, edle Gräfin,“ sagte er treuherzig, „was man Euch Seltsames und Grausenvolles von jenem Fremdlinge erzählt hat, der seit einigen Jahren Euer Gebiet bewohnt! Ihr könntet traun in Furcht davor gerathen! Ich habe ihn gesehen, einmal im Walde ihm begegnend. Es ist wahr, sein Angesicht ist wild, und der Stolz

seiner Blicke scheint jeden Neugierigen zurück zu schrecken, der sich in seine Nähe wagen wollte; allein sein hoher Gang und seine edle Bildung, an der der Schmerz genagt zu haben scheint, zeigen unwiderlegbar, wie er von hoher Abkunft und nur durch einen großen, herzzerreißenden Kummer in diese Einsamkeit gebannt sey. Fast dünkt es mir, als wären seine Leiden von der Liebe verursacht, die ja in den Jahren der Jugend schon manches edle, zur Zier der Welt geschaffne Herz vor der Zeit zerstört hat! Zu Leide thut er niemand etwas; im Gegentheil haben die Landleute der Gegend, die sonst von den Wölfen und Bären hart geplagt wurden, einen muthigen Bekämpfer dieser Unthiere in ihm gefunden."

„Dank Euch, mein ehrwürdiger Ritter, für diese freundlichere Schilderung!" erwiederte die Gräfin, und der biederherzige, alte Ritter, welchen sie stets geachtet hatte, ward ihr seit diesem Tage noch werther.

Sie dachte nach für sich daheim viel über das, was sie gehört hatte; in ihrer Seele war das großmüthigste Mitleid reg geworden, und eine warme Sehnsucht, die Thränen zu trocknen, die ein auf ihr Gebiet geflüchteter Unglücklicher vergoß. Leis mischte sich in dieß Gefühl der Menschlichkeit auch die Erinnerung an eigne un-

glückliche Liebe; sie glaubte einen Schicksalsverwandten in dem gefunden zu haben, der, so wie sie, die Einsamkeit des Waldes von Ardenne zu seinem Zufluchtsorte gewählt. Lebhafter stieg das Bild eines jungen Ritters, den sie in jener bessern Zeit geliebt hatte und seit dessen Tode, den sie sich vorwarf, sie niemals wieder in ihrem Innern froh geworden wär.

Einige Tage darauf hatten die Ritter ihr zu Ehren eine prächtige Jagd veranstaltet; Mathilde erschien dabei im hellgrünen Amazonenkleide, mit Golde reich verziert, das ihren schlanken Wuchs nur noch erhob; ein weißer Reigerbusch winkte auf ihrem Haupte; ein weißer Zelter, goldgezäumt, trug die anmuthige Reiterin. Jauchzend empfingen sie die Ritter, und der Jagdzug ging fröhlich nach dem Walde, dessen dunkles Grün das goldne Sonnenlicht durchfunkelte. Die Schatten des Waldes wurden durch die Macht des Lichts erhellt, doch nicht die trübe Dämmerung in Mathildens Herzen. Sie gab sich nur gezwungen dem freundlichen Bestreben Andrer hin, sie zu ergötzen, und nahm an allen den glänzenden Jägerthaten und lauten Freuden dieses Tags im Herzen keinen Antheil.

Nach dem Mittagsmal, das unter prächtigen Zelten auf dem smaragdnen Rasen eingenommen ward, als Alle wieder zu Pferde saßen,

machte ein ungeheurer Eber, erschreckt aus seinem sumpfigen Lager fahrend, den Ehrgeitz der sämmtlichen Jagdgenossen rege; Jeder brannte, das mächtige Thier im Angesicht der schönen Herrin zu erlegen, und siehe, über dem Bestreben, sich unter ihren Augen auszuzeichnen, bemerkten sie in Eifer nicht, daß sie selbst ihnen aus den Augen verschwunden war. Ihr Roß nämlich war durch den Lärmen bei dieser Jagdbegebenheit so scheu geworden, daß es mit seiner Reiterin ins Dickicht lief, und sie zu einer ganz einsamen Stelle der Waldung trug. Ihr aber war es ganz wohl zu Muthe bei dem unvorhergesehenen Ereignisse; sie kannte das sanftmüthige Thier, wußte, daß sie es leicht würde halten können, sobald sie nur wollte, und so ließ sie ihm willig seinen Lauf, der von selbst mäßiger wurde, je mehr es sich von dem Getös der Jagd entfernte. Auch die Gräfin athmete freier einmal von jener lästigen Umgebung fern, und sah sich nicht ohne Behagen in einem dunkeln, abgelegenen Waldgrunde, den eine Reihe felsiger Klippen schloß. Sie band ihr Roß an einen Baum, und stieg auf eine von den Felsenhöhen, um sich in der Gegend zurecht zu finden, in welche sie der Zufall geführt hatte.

Sie erreichte die Höhe, und sah jetzt auf der andern Seite mit unbeschreiblichem Erstau-

nen ein kleines Thal zu ihren Füßen, das, wie durch Zauberei, in diesen Felsenabgrund versenkt schien. Von steilen Felsen rings umgeben, schien es für jeden Fußtritt unzugänglich; und gleichwohl sah man seinen Grund mit einem freundlich blühenden Gärtchen ausgefüllt, und zur Seite den Eingang einer Höhle, der mit Geisblatt und Waldreben umwunden war, so daß man unbezweifelt hier einen menschlichen Aufenthalt vermuthen mußte. Mathilde fiel sogleich der Gedanke an den unglücklichen Ithier ein und in dem Augenblicke ward sie einen ehrwürdigen alten Mann gewahr, der sich nicht fern von ihr mit Kräutersammeln beschäftigte.

„So ist dieß der Einsiedler?“ sagte sie. Und doch kam diese Gestalt nicht ganz mit dem Bilde überein, daß sie sich von dem sonderbaren Fremdlinge gemacht hatte. Langsam nahte sie ihm, und er wandte bei dem Geräusch nahender Tritte, halb aufgerichtet das Gesicht zu ihr. Verwundert blickte er sie an, und meinte, eine Lichterscheinung in seiner dunkeln Einsamkeit zu sehen. „Verzeiht,“ sagte die Gräfin, „wenn ich die Stille Eurer Freistatt unterbreche! Ich habe mich verirrt, und — ohne Zweifel sehe ich hier den wackern Ithier vor mir, von welchem ich bereits gehört habe.“

Der bin ich nicht selbst, schöne Dame,“

erwiederte der Alte, ich bin nur Guerwin, sein Diener, oder, wie ich wohl vielmehr sagen darf, sein Freund."

„Also doch ist hier das Gebiet des Mannes, der mich zu so lebhafter Theilnahme bewegt?" rief die Gräfin, von ihrer Empfindung überrascht; doch schnell sich besinnend bat sie den Alten sanft, ihr doch einige Erfrischung zu verschaffen, da sie durch langes Umherirren in diesem wüsten Walde ganz verschmachtet sey.

„O gern!" versetzte dieser, der sie bis dahin unverwandt betrachtet hatte, und sich in ihrem Anschaun ganz zu verjüngen schien. Doch, fügte er mit einiger Verlegenheit hinzu, sie möge nur auf kurze Zeit hier warten; er wolle hinab in die Grotte steigen, und ihr das Beste bringen, was nur der kleine Hausstand biete.

„Und warum darf ich Euch nicht selbst begleiten?" fiel ihm Mathilde rasch ins Wort. „Ich sehne mich, in einer freundlichen Behausung auf wenig Augenblicke auszuruhen."

„Ach, edle Dame!" erwiederte der ehrliche Guerwin mit steigender Verlegenheit, „ich wollte Euch wohl gern in das schönste Schloß einführen; allein Ithier gestattet keinem Menschen, wer es auch sey, Zutritt in seine Wohnung. — Zwar — ist er jetzt nicht daheim — — allein

auch ohne daß er es weiß, kann ich unmöglich wider seinen Willen handeln."

„Mein biedrer Freund," erwiederte die Gräfin huldvoll, „Ihr thut kein Unrecht, wenn Ihr dies eine Mal von Eurem ehrenwerthen Vorsatz abweicht! denn nie wird ein Geheimniß über meine Lippen kommen, das ich nicht aus Neugier, sondern aus Theilnahme beachte. Und braucht es meines Namens dessen zum Unterpfand, so wißt, ich bin die Gräfin von Negremont, die rechtmäßige Herrin dieses Landes."

Es hätte nicht der Nennung ihres hohen Namens bedurft, um den schon ganz für sie gewonnenen Alten in seinem Vorsatz zu erschüttern. Nachdem sie ihm noch einmal die heiligste Verschwiegenheit gelobt, führte er sie waldeinwärts an die Öffnung eines unterirdischen Ganges, die, dicht mit Buschwerk überwachsen, für jedes fremde Auge verborgen war. Hier hatte die Natur selbst einen Weg durch die Felsen gewölbt, der allgemach sich senkend hinab bis in den Grund der Tiefe führte, wo der menschenfliehende Fremdling seinen Wohnplatz erwählt hatte.

Mathilde folgte ihrem Führer, und betrat bald mit einem leisen Schauer das kleine Gartenthal, und die Höhle, diese Freistätte stiller Ruhe, oder vielmehr abgeschiedner tiefer Trauer.

Sie setzte sich, während Guerwin beschäftigt war, einige Bewirthung für sie herbei zu holen, und blickte theilnehmend nach den Gegenständen in der Zelle umher. Eine Matte von Binsen war das Lager des Bewohners. Zur Seite an der Wand hing eine Harfe, und nicht weit davon ein ritterliches Schwerdt.

So war das Bild, das sie sich von Ithier entworfen hatte, ganz so, wie es ihr diese Umgebungen zeichneten. Guerwin trat eben jetzt mit einem kleinen Korb voll Früchte und einem Becher frischen Quellenwassers in die Zelle; allein die Gräfin, ohne etwas davon anzurühren, verrieth jetzt nur zu deutlich, daß nicht Bedürfniß des Körpers, daß nur Drang ihrer Seele sie hierher geführt hatte. „O lieber Guerwin," rief sie ihm entgegen, „nicht wahr, so heißt Ihr? — ich bitte Euch, sagt mir, durch welches sonderbare Schicksal der Mann, an dem ich so herzlichen Antheil nehmen muß, zu diesem finstern Menschenhasse gekommen ist."

„Nicht Menschenhaß, gnädige Frau," versetzte Guerwin, „nur Unglück ist es, was den liebenswürdigsten der Menschen in diese düstre Einsamkeit gedrängt hat; nicht minder weich ist er, als stolz und großmuthsvoll; er flieht die Glücklichen aus Furcht, von ihnen gedemüthigt

zu werden, und die Unglücklichen aus Ohnmacht, ihnen beizustehen."

„Und welches Unglück," fragte Mathilde, indem sich ihre Wangen, von noch innigerm, mit Bewundrung gemischten Mitleid rötheten, „welches Unglück hat dieses schöne Herz der Welt geraubt?"

„Was ich von ihm weiß, edle Frau," erwiederte Guerwin, „will ich Euch gern berichten. Ich war vorher als Waffenträger im Dienst des edeln Ritter Gottfried von Prinxelles. Nachdem ich ihn auf manchen Kriegszügen begleitet hatte, folgte ich ihm auch hierher, wo der ehrwürdige Greis den Abend eines thatenvollen Lebens in heitrer Einsamkeit beschließen wollte. Er hatte stets die Wissenschaften sehr geliebt, und schon im Heere nannte man ihn nur: den gelehrten Ritter. Er zog sich nun auf eine kleine Burg zurück, welche nicht fern von hier auf der Stirn eines sanften Hügels liegt. Hier weihte er sich nun ganz vorzüglich der schönen Sternenkunde, und stand in heitern Nächten oft auf der Warte seines Schlosses, ganz in begeistertes Anschauen versunken. Auch mir theilte er etwas davon mit; und noch jetzt erfreue ich mich oft, wenn ich so über mir die reiche Herrlichkeit erblicke. Denn seht, so wie draußen in unserm kleinen Gärtchen die bunten

Blumenfelder glänzen, kömmt es mir auch vor, als ob der Himmel voll lauter Blumenfelder läge, doch voll unendlich weiter, und alle mit weißen, glänzenden Blumen übersä't!"

„Aber Euer jetziger Herr, lieber Freund?" unterbrach ihn die Gräfin, die eben jetzt nicht gestimmt war, die dichterischen Betrachtungen des guten Guerwin anzuhören.

„Nun ja!" fuhr dieser fort. „Ich wollte eben sagen, wie mein Herr sonst die Sterne gewöhnlich nur aufblickend sah, so mußte er doch einst im Niederblicken einen gar schönen Stern gewahr werden; ja, einen Stern der Ritterschaft, der Schönheit und aller nur möglichen Tugenden! nur daß er damals einem irrenden Kometen glich. Wir waren nämlich einst, mein Herr und ich, in der Gegend gelustwandelt, und hatten uns auf einer Felsenhöhe niedergelassen, von wo sich eine weite Aussicht bot; die Sonne war untergegangen, der Abendstern ging auf; — Ihr kennt ihn doch? man nennt ihn auch den Stern der Liebe; — er steht — — "

„O ja! ich kenne ihn!" rief die Gräfin ängstlich eilig, „und bitte Euch nur, fortzufahren!"

„Gut," fuhr der arme gelehrte Guerwin fort, der hier durchaus seine Gelehrsamkeit nicht ins Licht setzen konnte, so gern er es eben hier

gethan hätte, „gut,“ sagte er, etwas aus der Fassung gebracht — „wie wir also nun so um uns blickten — auf einmal sahen wir, nur wenig Schritte unter uns, einen Ritter in voller Rüstung nach dem Rande des Felsen eilen, wo sich ein schaudervoller Abgrund öffnete. Er sah hinab, hob dann, wie in verzweiflungsvollem Schmerze, die Arme zum Himmel empor, und breitete sie dann gegen den Abgrund aus — und jetzt — in diesem Augenblicke wollte er sich hinunter stürzen.“ —

„Halt ein, Unglücklicher! Um Gotteswillen!“ rief jetzt mein Herr, und Gott gab seiner Stimme Kraft, daß sie noch mächtig klang, wie einst in Jugendtagen der Schlacht. Erschüttert wandte sich der Fremdling nach uns um; er war uns vorher nicht gewahr worden, und wußte nicht, woher die warnende Götterstimme tönte. Das Visier seines Helmes war aufgeschlagen, und wir sahen nun ein wunderschönes, edles Gesicht, obwohl im Ausdruck heftigster Verzweiflung. Der Abendstern stand eben über ihm; ach lieber Gott, der Stern war aufgegangen, er wollte untergehen!

Mein Herr war auf ihn zugeeilt, und mit der Würde, mit der Festigkeit, welche ihm eigen war, wußte der ehrwürdige Greis seinen furchtbaren Vorsatz zu hemmen. —

O Gott, mein Vater, rief der Ritter schmerzlich, warum verhindertet Ihr einen Unglücklichen, das Ende seiner Qualen in diesem Abgrunde zu suchen?

Ritter, sagte der edle Gottfried, mit einem in das Herz dringenden Blicke, auf Euer schönes Antlitz hat die Natur den Muth des Helden eingeprägt; gewiß seid Ihr auch ein Christ. Und ziemt es einem Helden, einem Christen, den Kampf so zu bestehen? Nein, diese edle Heldengestalt, sie ward nicht geschaffen, um an den Klippen dieses Abgrundes zerschmettert zu werden!

Unwillkührlich erweicht bei diesen Worten, erwiederte der Ritter: Ach, mein Vater, an noch viel härtern Klippen ist längst mein Herz zerschmettert und zerrissen worden!

Der milden und weisen Beredsamkeit des guten Ritters von Prinxelles, gelang es endlich, ihn zum Mitgehen nach unsrer Wohnung zu bewegen. Wir mußten oft seine wankenden Tritte stützen; denn nur die Heftigkeit, die Wuth des Schmerzes, hatte ihn vorher fortgerissen. Als wir zu Hause anlangten, sank er zusammen, mit ganz gebrochner Kraft. Wir zogen ihm die schwere Rüstung aus, gaben ihm leichtere Kleider, und ich bereitete ihm schnell ein gutes Bett,

Allein von allen den Erfrischungen, die wir ihm boten, nahm er nichts an.

Er fiel bald in den Schlaf der Erschöpfung; doch mein Herr fürchtete, daß mit seinem Erwachen auch die Verzweiflung wieder wach werden würde, wohl wissend, daß stets nach der Schlummerstärkung der fast erliegenden Natur der Schmerz sich auch mit neuer Riesenkraft erhebt, und, einer Felslast gleich, auf die Brust des Erwachten fällt. Der wohlthätige Alte wachte deshalb die ganze Nacht am Lager seines unglücklichen Gastes; und als dieser gegen Morgen die Augen aufschlug, da mußte er statt des Schmerzes den Trost in Gestalt eines edeln Freundes auch wider Willen in die gestärkten Augen fassen. Wie milder Schein der Morgensonne, strahlten die Worte des ehrwürdigen Gottfried in tiefdunkle Nacht, welche des armen Ritters Sinn umflorte; wie milder Balsam flossen sie in sein zerrissenes Herz. Nach und nach wußte Gottfrieds Weisheit den Geist des Jünglings auf die Wissenschaft zu leiten, die auch dieser in glücklichern Tagen geliebt hatte. Ihr Reiz, und die Theilnahme der großmüthigsten Freundschaft bewegten ihn endlich, unsre friedliche Einsamkeit zu theilen. Und ohngeachtet seiner Schwermuth, gewann er unsre Herzen mit jedem Tage mehr. Auch ward die Groß-

muth Ritter Gottfrieds bald auf das Herrlichste von ihm belohnt. Eine mörderische Räuberhorde hatte sich in diese Gegend gezogen, und fiel auch unsern stillen Wohnsitz an. Sie glaubten nur abgelebte Alte zu finden, allein das tapfere Schwerdt des Fremdlings, von neuerwachter Jugendkraft geführt, that ihnen einen so kräftigen Widerstand, daß sie auf immer des Wiederkommens vergaßen. Auch die blutdürstigen Wölfe und andre Ungeheuer des Waldes haben an ihm einen muthigen Bekämpfer gefunden."

„Und sein Name? und seine Geschichte, lieber Freund?" rief die Gräfin in höchster Spannung.

„Sein Name, und seine Geschichte, gnädige Frau," versetzte Guerwin, „sind stets ein Geheimniß zwischen ihm und meinem, seitdem verstorbenen Herrn geblieben. Er nannte sich blos: Ithier; auch hießen wir ihn nur: den Sternenritter, theils weil wir ihn unter dem Einfluß des Abendsterns gefunden hatten, theils, weil er drei goldne Sterne im Schilde führte!"

„Drei Sterne?" wiederholte Mathilde nachsinnend, „dann ist es kein Bekannter meiner früheren Zeit."

Einige Jahre, fuhr Guerwin fort, „war er so bei uns geblieben, als ihn der Tod des edeln Gottfried von Prinxelles, aufs neue in

seine wilde Schwermuth stürzte; er hatte nun keine Stütze mehr gegen die heftigen Anfälle seines Grams; denn wenn ich ihn auch gleich tröstete, lieber Gott, es ist doch das nicht! — Und dann ist er dabei so seltsam — er kann Sprechen gar nicht leiden! es wäre kein Wunder, man würde stumm bei ihm. Ich bin manchmal so unmuthig deshalb, und habe mir schon mehrmals vorgenommen, wieder unter Menschen zu gehen, mit denen man doch ein Wort sprechen kann."

„Ach nein! das thut doch nicht!" fiel ihm die Gräfin fast erschrocken in die Rede. „Verlaßt Ihr den armen Verlaßnen nicht!"

„Tragt keine Sorge, edle Frau," erwiederte der Alte lächelnd, „ich thue das auch nimmermehr! Wenn er mich wieder ansieht, so gut, so himmlisch mild, mit seinen schönen, lichtdunkeln Augen, mir herzlich die Hände drückt, mich wohl gar wie einen Freund in seine Arme schließt, dann seh' ich ja wohl klar, daß es nicht Stolz ist, was ihn so seltsam macht, sondern allein der schreckliche, unbesiegbare Gram, der ihn in diese öde Wildniß bannt. Denn nach dem Tode meines guten alten Herrn, meinte er sich in jenem Schlosse noch nicht einsam genug, und zog in dieses Thal, das nur die Sonne und der Mond zu finden wissen. Ich hatte ihm und

mir einmal gelobt, jedes Schicksal mit ihm zu theilen, und so bin ich auch mit hieher gezogen; wir haben ein Stückchen Landes urbar gemacht, und uns diese verborgene Wohnung in den Fels gehauen. Und nun, gnädige Frau, wißt Ihr Alles, was ich Euch hiervon zu erzählen weiß."

Der Alte schwieg; die Gräfin aber saß noch eine lange Weile, nachdem er schon geendigt hatte, in wehmüthiges Nachdenken vertieft. Es schien sie jene räthselhafte Sympathie zu dem Unglücklichen zu ziehen, die uns oft gegen Wesen neigt, die wir nie kannten, nie sahen.

Sie stand jetzt auf und betrachtete gerührt alle Gegenstände in diesem düstern Aufenthalt, das Schwerdt, die Harfe, und das armselige harte Lager, wo vielleicht einer der edelsten Menschen, zu einem gücklicheren Loos geboren, seine kummervollen Nächte durchwachte. Sie kam jetzt an eine Steinplatte, die einen andern Eingang zu verschließen schien. Sie warf einen bittenden Blick auf Guerwin, dem der verbindliche Alte unmöglich widerstehen konnte. Seufzend und zögernd stand er ein Weilchen, dann sagte er: „Gnädige Frau, dieß ist eigentlich das allerinnerste Heiligthum meines Herrn; hierher sollt' ich Euch wohl nicht führen! —" „Indessen," fügte er rasch hinzu, „kommt Ihr mir doch nicht anders vor, wie ein zu uns

herabgestiegner Engel, und so wirds auch nicht schaden, wenn Ihr dieß stille Plätzchen seht!"

Er hob bei diesen Worten die Platte auf die Seite; sie verschloß eine andere Abtheilung der Höhle, welche, so wie die erste, durch ein kleines, von Waldreben umranktes Fenster sparsam beleuchtet ward. Ein Kreuz, dem Eingang gegenüber, mit armer Kunst aus dem Felsen gehauen, gab einen überraschenden, rührenden Anblick. „Hier betet mein Herr täglich ganz allein," sagte Guerwin, „und dieses Kreuz hat er sich selbst mühsam aus dem harten Stein gehauen."

Auf der andern Seite erblickte die Gräfin an der Wand aufgehangen, eine vollständige Kriegsrüstung, Helm, Schild und Küraß, Alles sehr wohl erhalten und blank geputzt. Das Schild zeigte drei goldne Sterne auf dunkelblauem Stahl. „Er putzt sie täglich selbst, diese seine geliebte Rüstung," sagte immer erläuternd der Alte.

Aber jetzt ward die Gräfin zwischen dem Kreuz und den Waffen eine Öffnung im Boden gewahr. „Dieß ist sein Grab;" sagte Guerwin, „hierher hab' ich versprechen müssen, ihn einzusenken, wenn ich, wie er stets behauptet, ihn überleben sollte, trotz meiner Jahre und den seinigen. Hier unter seinen Waffen will

er ruhen, und eine Locke, die er stets in einem kleinen goldnen Rahmen auf seinem Herzen trägt, soll ich ihm ins Grab geben. — Aber, o Gott, gnädige Frau!" — unterbrach sich Guerwin, „ich bin mein Leben lang ein treuer und verschwiegner Schildträger gewesen; und gegen Euch verrath' ich die Geheimnisse des besten Herrn!" Er wandte sich beschämt und schmerzlich ab.

„Seyd ruhig, lieber Freund!" sagte die Gräfin sanft, und Thränen schimmerten in ihren schönen Augen, „nie sollt Ihr Euer Vertrauen zu mir zu bereuen haben. Ich werde Eure Einsamkeit zu schützen wissen."

In diesem Augenblicke hörte man die Hörner der Jagd durch das Gebürge schmettern, und die Gräfin eilte, ihrem, sie suchenden Gefolge zuvorzukommen, damit nicht vielleicht so diese geheiligte Freistatt entdeckt werde. Sie bot dem ehrlichen Guerwin kein Geld, das empfindliche Ehrgefühl eines alten Kriegers zu verletzen, allein in ihrem Innern auf beßre Mittel denkend, ihn und den unglücklichen Ritter zu erfreuen.

Sie kehrte durch den unterirdischen Gang zurück, an dessen Eingange sie ihr Roß noch ruhig weidend fand, schwang sich mit leichter Anmuth auf, und jagte in den Wald, nachdem sie dem gutmüthigen Guerwin mit holdse-

ligem Danken ihre Hand gereicht, der ihr den Bügel ehrfurchtsvoll gehalten hatte, und nun ganz betrübt und bestürzt der schönen, flüchtigen Erscheinung nachblickte.

Sie aber folgte den lang hinfließenden Hörnertönen, die durch die Felsen hallten, und gleichsam das Verlangen der Suchenden in sehnsüchtigen Rufen auszudrücken suchten. Bald stieß sie auf den Zug der Jäger, die sie mit Angst gesucht hatten und nun mit frohen Jauchzen begrüßten.

Am lebhaftesten äußerte seine Freude der Ritter von Clarence, der bei dem Heimritt nun nicht mehr von ihrer Seite kam. „Aber gnädige Frau!" fing er an, als sie einmal ein wenig abgesondert von den Übrigen durch eine grüne Schattenhalle ritten, „Ihr seyd heute so nach bei der Wohnung des Wilden — oder — verzeiht! des Einsamen gewesen, und habt Ihr nichts von diesem außerordentlichen Menschen gesehen?"

Diese anscheinend fröhliche Laune des Ritters verwandelte sich bald in nagenden Unmuth, als er die Art bemerkte, womit Mathilde seine Frage ablenkte, sodann unwillkührlich in ein stilles Nachdenken versinkend. Auch als sie auf das Schloß zurückgekehrt waren, behielt die Gräfin diese Stimmung bei, und verabschiedete

bei guter Zeit die ritterlichen Jagdbegleiter, zur großen Bestürzung ihres eiteln Verehrers, der von dem allgemeinen Schluß nicht ausgenommen ward.

Freier athmete sie, als sie die edeln Herren die Burg verlassen sah. Auch ihre Leute schickte sie hinweg und zog sich ganz allein in ihr stilles Gemach zurück, um endlich sich einmal dem Strom von Bildern, von lieblich schmerzlichen Erinnerungen hinzugeben, die überwältigend auf sie eindrangen. „Drei Sterne?" sagte sie sinnend, „warum nicht drei Rosen? Glaubt' ich doch schon, der Himmel habe sich geöffnet, und seine längst Verklärten zu meinem Trost herab gesandt! Archimbald! edler, unglücklicher Geliebter! ach deine Rosen sollten nicht auf Erden blühen! — Doch — haben sie sich nicht in Himmelsblumen umgewandelt? und sind nicht Sterne Himmelsblumen? — Mein Archimbald! — ach Gott! lern ich denn nie vergessen?"

Sie sank bei diesen Worten auf einen Sitz zurück, und ein schwellender Thränenstrom schien sich von dem gepreßten Herzen loszureißen. Das Bild ihres geliebten Archimbald stieg immer wieder und immer herzverwundender, vor ihr empor; denn nicht allein in dem Schicksal des Fremden, auch in der Schilderung seines

ganzen Wesens, hatte sie tausend Züge wahrgenommen, die dem herrlichen Todten ähnlich waren. Was aber ihre Schmerzen über seinen Verlust so brennend, so verzehrend machte, das war die Qual des Vorwurfs, die sich darein mischte. Sie hatte sich als die Ursache seines Todes anzuklagen.

Als er zurück kam von dem Kreuzzug, dem er im Heer des edeln Königs, Ludwig des Neunten, rühmlich beigewohnt hatte, da fand er die, welche er namenlos geliebt, — als die Gemahlin eines Andern. Nicht um des Lohns der Liebe willen vollbringt der Tapfre seine Thaten, allein nur sie vermag, ihm ganz zu lohnen! Archimbald fand sich, als er nach schweren Tagen den Boden Frankreichs wieder grüßte, um alles Glück seines Lebens betrogen! Die Nachricht von Mathildens Treuebruch fand ihn ganz nah bei ihrem Aufenthalte, und tief und heftig, wie er sie geliebt, war sein verzweiflungsvoller Schmerz bei dieser Nachricht. Er schrieb ihr einen Brief, worin er ihr kurz und erschütternd den Zustand seiner Seele malte; — und am andern Morgen hatte man den Leichnam des Unglücklichen am Ufer des nahefließenden Stroms gefunden, die Brust von einem Schwerdtstoß — wie man nicht zweifeln konnte, von seinem eignen Schwerdt durchbohrt.

Wie es möglich war, daß Mathilde diesen fürchterlichen Augenblick überlebte, kam ihr selbst immer als ein Wunder vor. Doch der Schmerz tödtet oft nur langsam. Als sich die Kräfte ihrer Jugend aus einer tödtlichen Krankheit emporrangen, blieb eine unheilbare Schwermuth ihre beständige Begleiterin. Einiger Trost war es für sie, daß ihr Gemahl den Leichnam des unglücklichen Getödteten, um der Nähe willen, eine Stelle in seinem Erbbegräbniß gönnte, und die wohlbekannten Waffen mit dem Sinnbild der drei Rosen in seiner Waffenhalle aufgehangen wurden.

Zwar durfte sie sich sagen, daß sie nicht anders, als nach langem Widerstreben, dem Dringen ihres Vaters nachgegeben hatte, und nur nach der erhaltenen falschen Nachricht, wie Archimbald bei Kairo gefallen sey; dennoch warf sie sich Untreu gegen sich selbst, und gegen das Andenken des Edelsten der Männer vor. „O warum,“ sagte sie sich oft, „warum hab' ich mich nicht mit einem offenherzigen Geständniß an die Großmuth des wackeren Grafen von Valmaure gewendet? Gewiß würde er nie in einer Liebe sein Glück gesucht haben, die seine Gattin nicht mit ihm theilen konnte.“

Jetzt war es ihr ein linderndes Gefühl, das Andenken des unvergeßlichen Verlornen, auch in

der Ähnlichkeit zu ehren, die jener Sohn des Unglücks mit ihm trug. Sie machte sich eine heilige Pflicht daraus, seine nachtdunkle Trauer zu erhellen. Deshalb suchte sie noch mehr, als vorher, die Einsamkeit, und ließ die häufigen Besuche des Ritters von Clarence zurückweisen, um dafür in Begleitung ihres Stallmeisters, eines bejahrten, wackern Mannes, öftere Streifzüge nach der Gegend zu unternehmen, wo sie den Verlaßnen zu sehen, vielleicht zu sprechen hoffen durfte. Allein ein Unfall hielt den edeln Ithier auf längere Zeit vom Ausgehen ab. Denselben Tag, wo Mathilde in seinen Zufluchtsort gedrungen war, hatte ihn auf der Jagd eine Schlange in den Fuß verwundet.

Näher und näher wagte die Gräfin sich zu seiner stillen Freistatt; denn jeden Wunsch verstärkt die Schwierigkeit im menschlichen Gemüth. Sie ließ den Stallmeister im Walde auf sich warten, um selbst gegen ihn das Geheimniß des Unglücks zu ehren; sie aber stieg auf den äußersten Rand des Felsen, von wo aus sie das friedliche Gärtchen und das ganze stille Gebiet zu ihren Füßen liegen sah. Nicht lange hatte sie gestanden, so hörte sie einzelne Harfenlaute, und jetzt ward sie den lang Gesuchten selbst gewahr, wie er, nicht fern von seiner Höhle, auf einem Felsstücke saß. Zwar war er von ihr

abgewendet, auch selbst durch eine vorragende Klippe verdeckt; dennoch erkannte sie eine ungemein edle Gestalt, edel in Anstand und allen Bewegungen. Sie lauschte angestrengt, und deutlich hörte sie das nachfolgende Lied, das er mit einer tiefen, tonvollen Stimme zur Harfe sang:

Es geht die alte Sage
Bei Menschen aus und ein:
Nicht Lieb' und Mitleid trage
Das wilde Felsgestein;

Doch wo, wie Schneegefilde,
Der Busen zart sich hebt,
Sey auch von zarter Milde
Die weiche Brust belebt.

O Menschen, falsche Sage!
Wohl reg' für Scherz und Lust,
Doch für des Schmerzes Klage
Ist Stein die zarte Brust!

Doch wo die Wälder schauern
Auf dunkeln Felsgestein,
Da zieh' mit deinem Trauern,
Du armer Flüchtling, ein!

Wenn bei des Glückes Schwanken
Dich Lieb' und Huld verläßt;
Die Felsen ohne Wanken
Steh'n dir als Freunde fest.

Ruh' kühn in ihren Armen!
Es hegt für Treu und Schmerz
Die Felsenbrust Erbarmen,
Doch nicht des Menschen Herz!

„O Gott!" seufzte Mathilde, wie schwer muß er gekränkt worden seyn, eh' er zu dieser Bitterkeit gekommen ist." In dieser Stimmung wagte sie nicht ihm zu nahen, und kehrte tiefsinniger zurück, als sie gekommen war.

Der Ritter von Clarence hatte indeß mit glühendem Unmuth der Ursach nachgedacht, warum ihn die Gräfin so sichtbar von sich entferne. Er konnte durchaus keinen Grund auffinden, als er zufällig durch einen seiner Diener hörte, die Gräfin sey in das Felsenthal des wilden Ithier gegangen, und habe ihren Stallmeister am Eingang auf sich warten lassen. Jetzt ging eine schreckliche Vermuthung in der Seele des Ritters auf, die ihm bald zur Gewißheit ward, als er alle Umstände verglich. Außer sich, gefoltert von wüthender Eifersucht und von empörtem Stolz, sich einem solchen Nebenbuhler aufgeopfert zu sehen, wollte er in der ersten Wuth gegen die Gräfin selbst ausbrechen; allein bei reiferm Nachdenken fand er doch, daß dieß für einen artigen Ritter nicht geziemend sey; auch konnte er der Hoffnung auf den Besitz der schönen Lehnsherrin noch immer nicht im Innern

seines Herzens entsagen. Er beschloß daher nur, seinen unwürdigen Nebenbuhler die ganze Schwere seines Zorns fühlen zu lassen, und sandte einen Herold, der dem Beleidiger die fürchterlichsten Drohungen überbringen sollte.

Ithier trat eben, von seinen Wunden wieder ganz geheilt, zum erstenmal aus seiner Felsenwohnung; der schöne, heiterfrische Morgen schien auch ihn einmal zu erheitern, und unwillkührlich sein Herz einer fröhlichen Ahnung aufzuschließen; da hörte er plötzlich Trompetenklänge, die das Echo der Felsen weckten. Der Herold von Clarence war auf den Rand des Felsen getreten, er rief mit lauter Stimme in den Grund hinab: „Mein Herr, der Ritter von Clarence, verbietet hiermit dem Bewohner dieser Wildniß, fortan Besuche von der Gräfin von Negremont anzunehmen, welche mein Herr zur Dame seines Herzens erkohren hat. Wo nicht, so wird er ihn mit Allem, was ihn angehört in seinem Felsennest verbrennen lassen.“

Verwundert hatte Anfangs Ithier diese Worte angehört. Ihr auffordernder Ton, schon der Klang der Trompete erweckten aber bald den alten kriegerischen Muth in ihm. „Warte!“ rief er dem Herold zu, „ich will dir schriftlich Antwort geben.“

Er ging darauf in seine Wohnung, schrieb, wie ein Krieger schreibt, der einen Andern in die Waffen fordert, eilte dann ungesehen mit dem Blatte durch seinen Felsengang, und stand mit einem Mal, in seiner ganzen furchtbaren Hoheit, vor dem erschrocknen Herold.

„Armseeliger Bote eines wahnsinnigen Ritters," rief er ihm zu, „geh'! bringe deinem Herrn dieß Blatt! und — — laß dich nie wieder in dieser Gegend finden!"

Der Blick, die Donnerstimme, womit er dieses sagte, setzten den Herold so in Schrecken, daß er betäubt und zitternd floh, und in der Eile seines Laufs das Blatt in den verschlungnen Waldwegen verlor.

Die Gräfin kam indeß, mit ihrem Stallmeister, bei ihrem gewöhnlichen Ausritt auf diese Stelle; sie sah ein Blatt in dem Gebüsche schimmern, ließ sich es reichen, und las mit Verwunderung folgende Worte:

„Ithier, Bewohner des Ardennerwaldes, beleidigt durch die Drohungen des Ritters von Clarence, fühlt sich bewogen, um seinetwillen noch einmal den Vorsatz ewiger Abgeschiedenheit zu brechen. Wenn dieser Beleidiger, nächste Nacht, eine Stunde nach Aufgang des Mondes, sich auf dem Stern der Grenzen finden will, begleitet von einem Waffengefährten, so mag er

den im Zweikampf kennen lernen, den er so ungerecht beleidigt hat. — Auf diese Nacht!" —

Mathildens Augen leuchteten, als sie das Blatt gelesen hatte; ein kühner, aber glücklicher Gedanke stieg in ihr auf. Der Himmel selbst schien ihr das Mittel an die Hand zu geben, wie sie ein unsinniges Blutvergießen um ihrentwillen hindern, — denn leicht errieth sie den ganzen Zusammenhang — und zugleich den so lang gehegten Wunsch nach Ithiers Bekanntschaft befriedigen könne. Sie lenkte ihren Zelter heimwärts, und, auf dem Schlosse angekommen, beschied sie sogleich ihren Stallmeister allein in ihr Gemach. Sie vertraute dem wakkern Mann die ganze Lage der Sachen, bat ihn um seinen offenherzigen Rath, und dann um seinen Beistand.

Auch er mußte ihr Vorhaben billigen. Die Ausführung war leicht und schnell. Der Stallmeister hatte einen Sohn, welcher nun eben seine ersten Waffen erhalten hatte. Erfreut brachte der Vater seiner Gebieterin die glänzende Rüstung des zarten Jünglings, die ihrer Größe ohngefähr angemessen schien. Bald war die liebliche Gestalt in Erz gehüllt, auch der Stallmeister wappnete sich zu ihrem ritterlichen Beistand, und beide kamen noch lang vor der Stunde des Kampfs an der bestimmten Stelle an.

Der Stern der Grenzen ist ein Ort in dem Ardennerwalde, wo sich alle Wege aus den verschiednen Herrschaften durchkreuzen, und gleichsam einen Stern bilden. Der freie Raum auf ihrem Mittelpunkt war zum Kampfplatze wohl geeignet. Mathilde und ihr schützender Begleiter betraten schweigend diese feierliche Stätte, und eben war der Vollmond hinter einer Anhöhe aufgegangen, groß und hell, wie ein blanker, leuchtender Schild. Es war, als ob die hohen, dunkeln Bäume ehrerbietig zurückträten, der Mond aber, als Kampfrichter immer höher und höher walle. Kein Lüftchen unterbrach das heilige Schweigen der Nacht. Mathildens Herz schlug hoch, als jetzt der entscheidende Augenblick herannahte. Nach einer kleinen Weile sahen sie von der Anhöhe einen hohen Ritter herniedersteigen, in völliger, leuchtender Rüstung, fast selbst so herrlich und leuchtend, als der Mond, der eben vor ihm auf der Höhe gestanden hatte, und jetzt zur Seite über die Eichen her ihn wohlgefällig bestrahlte. Ihm folgte, ebenfalls gewappnet, sein treuer Waffenträger. Mathilde und der Stallmeister erkannten alsobald Ithier und den wackern Guerwin.

Alle vier Kämpfer gingen einander gehaltnen Schritts entgegen, und trafen auf der Mitte des Kampfplatzes zusammen. Mathilde konnte

im Näherkommen nicht genug die schmerzliche Ähnlichkeit bewundern, die der herrliche Fremde in Wuchs und Gang und Anstand mit ihrem verklärten Geliebten hatte. Als Ithier aber das zarte, jugendliche Ansehen seines Gegners sah, da überwand alsbald großmüthiges Mitleid das Rachgefühl im Busen dieses Helden. „Jüngling," sagte der hohe Krieger, und blickte mild auf seinen schwachen Feind herab, — „durch welche rasende Verblendung forderst du die Waffen eines geübten Kriegers zum verderblichen Kampfe auf? Glaube mir, ich kenne die Dame nicht, auf welche du eifersüchtig bist, und mag sie auch nie kennen lernen! Diese Erklärung von meiner Seite laß dir genügen, und siehe dein Unrecht ein! denn sicher, dein Tod würde mir mehr Schmerz, als Ehre, zu Wege bringen."

Tief gerührt durch den Edelmuth, von dem diese Worte zeugten, war es der Gräfin nicht möglich, die Täuschung länger fortzusetzen. „Großmüthiger Ritter!" rief sie aus, „o könntet Ihr wohl eine Täuschung verzeihen, die nur aus guter Absicht unternommen ward? Der Ritter von Clarence hat Euch um einer Dame willen aufgefordert, die nicht will, daß um ihrentwillen Blut vergossen werde. Es ist die Gräfin von Negremont, Eure jetzige Grund-

herrin, und — — sie seht Ihr in diesem Augenblicke vor Euch!"

Die erste Bewegung Ithiers bei diesen Worten war, sich scheu abzuwenden, und eilig die Flucht zu nehmen; allein Mathilde warf sich ihm in den Weg und sagte innig: „O flieht mich nicht! Beim heiligen Gott, nicht Neugier ist's, die mich bewegt, Euch aufzusuchen, sondern die wärmste Theilnahme! Ich wünschte Euch trösten zu können!"

Ithier stand und zögerte. Trotz seiner Wildheit, blieb er doch immer ein Frankenritter, über welchen das weibliche Geschlecht stets ein bedeutendes Ansehen übte. „Gräfin von Negremont," sagte er ehrerbietig, „ich kenne Euren Namen nicht, so wenig als Euch selbst; allein als meine Grundherrin bitte ich Euch um Vergunst, mich ungesäumt in meine Einsamkeit zurückflüchten zu dürfen."

Bei diesen Worten verbeugte er sich gegen sie mit ritterlichem Anstande, und wollte flüchtig in den Wald einlenken. Allein Mathilde bat so innig, zeigte ihm eine so wahre, so gefühlvolle Theilnahme, daß er nicht länger dem Zauber widerstehen konnte, der ja für jedes Menschenherz so süß ist, dem Zauber der Mittheilung an ein verstehendes Gemüth. Er willigte ein, auf Mathildens dringende Bitten, ihr die Geschichte

seines Lebens und seines Unglücks zu vertrauen. Beide entfernten sich von ihren Waffengefährten, und setzten sich am Fuß der Anhöhe, wo Ithier mit folgenden Worten begann:

„Ihr wollt es, unerbittliche Gräfin; ich soll Erinnerungen an das Licht rufen, die ich lieber in ewige Nacht vergraben möchte. Zwar werdet Ihr mir keinen neuen Schmerz erwecken; denn des Vergessens ist meine Seele ohnedies nicht fähig!

Entstammt aus dem Geschlecht der Tapfern, die einst dem kühnen Clovis das Reich der Franzosen gründen halfen, belebte mich von frühester Jugend an der Wunsch, meinen edlen Ahnen zu gleichen. Auch gelang es mir, schon als ich von meinem ersten Feldzuge nach einigen Jahren in das väterliche Haus zurück kam, meine Verwandten durch manches Ehrenzeugniß meines kriegerischen Wohlverhaltens zu erfreuen. Zugleich fand ich auch hier wieder Gelegenheit zu einer guten Waffenthat. Eine Dame in unserer Nachbarschaft wurde durch einen ehrvergeßnen Ritter in schmachvolle Gefahr gesetzt, welcher sich öffentlich mit Gunstbezeugungen rühmte, die er von ihr erhalten haben wollte. Ihr Gemahl, ein Freund und Lehnsnachbar meines Vaters, war außer sich über den Schimpf, und glaubte dem Nichtswürdigen. Die Unglückliche,

vorher von aller Welt geachtet, war jetzt der Härte des Gesetzes Preiß gegeben. Der Ritter, um sich des Vorwurfs der Lüge zu entziehen, hatte sich erboten, die Wahrheit seiner Worte durch Schwert und Lanze zu beweisen. Der Elende! wahrscheinlich hatte er die Gesetze der Ritterschaft vergessen, vergessen, daß verrathne Wahrheit in solchem Falle nicht minder schändlich, als Erdichtung ist. Empört, durchglüht von Abscheu und Verachtung, trat ich als Kämpfer der Beklagten in die Schranken, und Gott gab meinen Waffen Glück.

Ein allgemeiner Freudenruf des Volks begrüßte den Sieg im Gottesurtheil und mit unbeschreiblicher Freude und Dankbarkeit ward ich von den Verwandten der Geretteten umringt, die ich eben so wenig als die Dame selbst, vorher gekannt hätte. Allein seit dieser Zeit war ich einheimisch in dem trefflichen Verwandschaftskreise. Die Dankbarkeit meiner Beschützten war rührend; ihr entzückter Gemahl nannte mich seinen Wohlthäter, den Retter seiner Ehre und seines Lebensglücks. Ich fand die Dame schön und anmuthsvoll, allein schon die früh eingeprägte Ehrfurcht gegen die Heiligkeit der Ehe und des Gastrechts zugleich, verhinderte mich, nur einen kühnen Blick auf sie zu werfen. Allein ich sollte bald die Liebe, das erste und das

einzige Mal in meinem Leben kennen lernen, doch ach, zu meinem namenlosen Schmerz!

Damals schien das Geschick meine Redlichkeit belohnen zu wollen. Während ich hier dem Eindruck, welchen die schöne Herrin auf mich machte, mit festem Willen widerstand, legte das Schicksal ihrer jüngern Schwester, welche in einem Kloster erzogen worden war, den Wunsch ins Herz, den Retter ihrer geliebten Schwester kennen zu lernen. Sie kam; ich sah in ihr das Ebenbild meiner Geretteten, nur noch unendlich reizender; von Ihr kann ich Euch keine Schilderung machen; sie ist mir immer unvergleichlich vorgekommen. Auch mein Anblick schien ihren Augen nicht zu mißfallen; ein Sieger mag wohl stets im ersten Augenblicke einen günstigen Eindruck machen. Wir lernten uns näher kennen, und unsre Herzen schienen zu halten, was unsre Augen versprochen hatten. Dem glühenden Geständniß meiner Liebe begegnete das ihrige, gemäßigter, allein nicht minder zärtlich.

Indessen hatte mir mein Vater eine Gemahlin ausgesucht, schön, reich, und aus einem der mächtigsten Häuser des Königreichs. Allein wie hätte ich dem Bunde meines Herzens untreu werden sollen? Offen gestand ich meinem Vater meine frühere Wahl, die freilich minder glänzend und vortheilhaft war als jene. Er ge-

rieth außer sich und drohte mir mit Enterbung. Ich trug die ganze Schwere seines Zorns mit kindlicher Geduld, und überwand sie endlich. Er gab seine Einwilligung. Dieß war der einzige Augenblick meines Lebens, der, wie ein wolkenloser Berggipfel, im Sonnenlichte stand; von dort an ging es wieder abwärts. —

Ich eilte zu meiner Geliebten, und meine Freude verklärte sich erst in der ihrigen. — Nur noch der Rückkehr ihres Vaters bedurfte es, welcher schon einige Zeit im Auslande war, um meine Werbung förmlich anzubringen. Allein zu eben dieser Zeit brach das Heer unsers edeln Königs, von Aiques-Montes aus, zum Kreuzzuge auf. Ich war schon längst dazu verbunden, und hätte ich da zurückbleiben sollen, wo sich die Blüthe der französischen Ritterschaft unter die Kreuzpaniere, unter die Anführung unsers frommen Helden drängte? Ach, ich seufzte nicht über die Tage, die ich der Liebe entziehen mußte, um sie der Ehre und der Pflicht zu weihen; nur die Ungewißheit über mein Schicksal, über den Besitz meiner Einziggeliebten, machte mir den Abschied von ihr namlos schmerzlich.

Sie selbst, obgleich in Thränen über unsere Trennung zerfließend, suchte mir mindestens Hoffnung einzuflößen. „O zage nicht, Geliebter meiner Seele!“ sagte sie fest. „Wie könnte

dir mein Vater wohl meine Hand verweigern? Hast du nicht, du allein, die Ehre unsers Hauses, das Glück, das Leben meiner unglücklichen Schwester gerettet? Hast du nicht Recht auf unsre höchste Dankbarkeit?"

Ein wenig beruhigt durch diese Worte, schied ich von ihr, nachdem wir uns noch tausendmal die Schwüre ewiger unwandelbarer Treue wiederholt hatten.

Das Kreuzheer landete zu Damietta; Beschäftigung auf dem Felde des Ruhms war ein kräftiges Heilmittel gegen meinen Gram; auch in der Freundschaft fand ich bald einen wohlthätigen Ersatz für die Entbehrungen der Liebe. Mit einem der ausgezeichnetsten Ritter im Heer, mit Hugo von Saint Amant, schloß ich den Bruderbund. Er war eben so tapfer, als liebenswürdig und gefühlvoll; wir glichen uns an Jahren, wie in unsern mehrsten Neigungen, und da Männer im Felde der Gefahr immer sehr schnell vertraut werden, so wurden auch wir es bald. Untrennbare Gefährten, theilten wir oft den schönsten Kriegerruhm. So drangen wir, im Vortreffen kämpfend, siegreich in das Lager des mächtigen Phakhreddin; so, unter den Begleitern des wohl zu kühnen Robert von Artois, standen wir, Einer an des Andern Seite, unter dem Pech- und Schwefelregen,

der in den Straßen von Massura auf uns niederfiel, unter den Blut- und Feuerströmen, die sich dort mischten, und schlugen uns endlich mit dem Großmeister der Tempelherrn durch die mordathmenden Muselmänner. Auch bei der Brücke, die der tapfre Joinville so glorreich vertheidigte — — Doch verzeiht, edle Frau! wohin riß mich die Erinnerung an jene vergangenen Waffentage? Ach, bleibt denn der Mensch stets ein Kind, das immer nur an seinen Lieblingsspielen hängt?"

Allein seine Augen hatten während des letzten Theils seiner Erzählung wieder so freudig gefunkelt, daß Mathilde dem Himmel dankte, den Puls der Lebens-Freude, wieder in ihm erweckt zu sehen. Sie bat ihn daher tief bewegt, ihr ja diese rührenden Erinnerungen nicht vorzuenthalten.

„Ach, edle Dame," erwiederte der Ritter, und seine Stimme war wieder gesunken, „Erinnerung ist ein flüchtiger Blitz, welcher die Nacht um uns noch tiefer macht!" Ein schwerer Seufzer wand sich von seinem Busen los. „Von meinem Freunde wollt' ich Euch nur noch erzählen," fuhr er, sich fassend, fort; „wir hatten sehr viel mit einander gleich, in einem Zuge nur waren wir ganz verschieden. Ich

hing mit eigensinniger Treue an der, die ich einmal zur Herrin meines Herzens auserwählt. Er dagegen, war nicht fähig, nur einen Monat bei einem Gegenstande zu verweilen, und die Schönen von Cypern, wo wir vorher gelandet waren, ja selbst von Afrika, hatten der Reihe nach die heimischen Schönen aus seinem Herzen rein verdrängt. Vergebens sucht' ich seinen Leichtsinn zu bekämpfen. Er führte wohl seinen Namen: St. Amant, mit der That; denn es schien beinah sein Beruf, der huldigende Liebhaber jeder Schönheit zu seyn. Indessen von Natur höchst gutmüthig und zärtlich, durfte man wenigstens nicht besorgen, daß er sich großes Unrecht gegen das schutzlose Geschlecht zu Schulden kommen lasse, und man verzieh ihm diesen einzigen Fehler um seiner vielen Tugenden willen.

Unser heldenmüthiger, aber nicht glücklicher König war zum Frieden genöthigt; wir landeten wieder im Vaterlande. Mein Freund und ich, beide im Norden Frankreichs heimisch, eilten wir jetzt vereint den Grund der Heimath bald wieder zu grüßen. Wir langten an, und — das Erste was mir auf der Grenze unsrer Landschaft entgegen kam, war die Nachricht, daß sich mein unglücklicher Vater zu einer Verschwörung gegen seinen Lehnsherrn hatte verleiten lassen, daß er durch die strenge Königin Blanka und ihre Mit-

regenten aller seiner Güter verlustig erklärt — und — im Kampfe gefallen war.

Ich darf Euch wohl nicht sagen, welchen Eindruck diese Nachricht auf meine Seele machte! Ich warf mich an die treue Brust meines Freundes, in dessen Theilnahme ich noch die einzige Milderung dieses furchtbaren Schlages fand. Er fühlte ihn mit mir, er weinte mit mir heiße, aufrichtige Thränen; als ich ihn aber bat, die nächste Nacht, vor deren Einsamkeit mir graußte, brüderlich mit mir zu durchwachen, da mußte ich bemerken, daß dieß ihm schwer einging, daß er erbleichte und erröthete. Ach, die Schönen Frankreichs hatten jetzt schon wieder ihren Platz bei ihm eingenommen, und eine Dame aus der Nachbarschaft ihm diesen Abend eine Zusammenkunft verheißen.

Ich fühlte wohl, was in ihm vorging; wehmüthig blickte ich auf seine Rüstung, — wir hatten nämlich, wie das oft Waffenfreunde thun — unsre Rüstungen gegen einander vertauscht, — ich führte jetzt sein Schild mit drei glänzenden Sternen, er das meine, welches drei Rosen zierten. „Ach Bruder," sagte ich, „wohl ist es deutsam, daß wir unsre Rüstungen vertauscht haben! Dir blühn fürwahr des Lebens Rosen in ihrer anmuthigen Fülle; mir

werden wohl nichts, als die bleichen Sterne blei- ben, die mir dort oben mein Theil anweisen!"

Er bat mich darauf, ihm nur zwei Stunden zu vergönnen, in welchen er die dermalige Herrin seines Herzens nur flüchtig sprechen wolle; dann werde er wieder zurückkehren, und die Nacht mit mir zubringen.

Was konnte ich dagegen einwenden? Er flog dahin, zu seinem Liebesglück, und ich blieb traurig mit meinem Schmerz allein. Es war eine fürchterliche Dunkelheit um mich her. Zwar schien zuweilen der Gedanke an meine Liebe noch wie ein Lichtstrahl durch das Dunkel brechen zu wollen; aber jetzt, wo ich aller meiner Güter beraubt war, ein Unglücklicher, ein Verbannter, durfte ich jetzt auf ihre Hand noch Anspruch machen? Wenigstens wagte ich nicht, mich so unmittelbar auf der Burg ihres Vaters darzustellen; ach, das Unglück macht schüchtern! Ich sandte von der Herberge aus, in der wir eingekehrt waren, einen Boten an ihren Schwager, auf dessen Freundschaft ich doch wegen des Vergangnen noch einiges Recht zu haben meinte, und fragte ihn, ob und wo ich wohl meine Geliebte sprechen könne?

Indeß vergingen die zwei Stunden, verging die ganze Nacht, und St. Amant kam nicht zurück! In meiner Seele schlugen stürmisch die

Wogen des Schmerzes empor. Jetzt endlich brach der lang ersehnte Morgen an, und sein belebender Strahl schien auch in meine Nacht einigen Trost zu gießen. Ich trat hinaus vor die Thür der Herberge und überblickte die fröhliche Morgenlandschaft, die, mit blitzenden Thauperlen und Rosen des steigenden Tages geschmückt, blühend und funkelnd vor mir lag. Der majestätische Strom floß ruhig zwischen seinen Ufern, von streifenden Lichtern beglänzt, und ihm zur Seite, in nur mäßiger Entfernung, ragte eine stattliche weiße Burg mit vielen glänzenden Zinnen und Thürmen prächtig ins Morgenlicht empor. Unwillkührlich mußte ich mich an den Reizen der Landschaft freuen; und die balsamische Luft der Frühe spielte lindernd um meine wunden Augen nach der durchwachten Nacht.

Mit jedem Augenblicke hofft' ich jetzt meinen Freund herannahen zu sehen. Statt seiner kam der Bote wieder, den ich an die Verwandten meiner Geliebten gesendet hatte. Er brachte mir einen Brief von dem Gemahle ihrer Schwester. Zitternd erbrach ich ihn, und — o heiliger Gott! noch jetzt verläßt mich das Bewußtseyn, wenn ich an jene schrecklichen Zeilen denke, so sehr sie der Ritter durch höfliche Worte zu mildern gesucht hatte! Er schrieb mir, daß der Gegenstand meiner innigen unauslöschbaren

Liebe, seit zwei Monaten — so lange war es nämlich seit dem Unglück meines Vaters und dem Verluste meiner Güter her, — daß sie seit dieser Zeit durch die Verhältnisse bestimmt, — durch — o Gott! mit einem Worte: daß sie das Weib eines Andern sey!

Es war, als ob in meine Brust mit einem Mal sich tausend Lanzenspitzen bohrten! Ich starrte betäubt vor mich hin; mit einem dumpfen Schrei rief ich den Namen des Beglückten aus, den mir sein jetziger Schwager genannt hatte. Die Gegenwart des Boten, eines ehrlichen jungen Landmanns, hatte ich in meiner heftigen Bewegung nicht geachtet. Erschrocken und mitleidig sprang er herbei, und sagte, indem er den Namen wiederholte, den ich eben genannt hatte: „Herr Ritter, wenn Ihr zu dem Herrn Grafen gewollt habt, der seit Kurzem die Schwester der Dame geheirathet hatte, woher ich eben komme, so seyd ihr gar nicht weit davon! Seht Ihr? dort wohnen sie, dort auf dem schönen Schloß im Morgenscheine!" Vor meinen Augen ward es dunkel; das Schloß im Morgenschein fiel so blendend, so brennend hinein! Betäubt gab ich dem Jüngling alles Gold, das ich bei mir hatte, und irrte einsam am Ufer des Stroms hinab, von wo mein Freund herkommen mußte. Es ist ein instinktartiges Ge-

fühl, das uns im Augenblicke des höchsten Schmerzes bewußtlos nach dem Freunde treibt; bewußtlos dürstete ich nach seinem Anblick. Ich sollt' ihn auch bald sehen; — aber — o Gott! wie? — ausgestreckt auf dem grünen Ufer, im Blute schwimmend und entseelt, fand ich das letzte Kleinod meines Lebens; von einem Schwerte war sein Herz durchbohrt.

Die Dame, zu welcher er am vorigen Abend eilen wollte, war zum Unglück vermählt. Ihr eifersüchtiger Gemahl hatte von dem verbotnen Liebeshandel meines Freundes Kundschaft erhalten und ihn in der ersten Wuth der Rache aufgeopfert. So war er denn in der Mitte seiner Rosen untergegangen, die er noch höher durch sein Blut geröthet hatte.

Wer nun aber entweder die Verzweiflung eines so überhäuft hereinbrechenden Unglücks in seinem Leben nie erfahren hat, oder wem Gott übermenschliche Kraft verlieh, der mag mich anklagen, wenn endlich so viel wiederholte Streiche die Kräfte meines Körpers zusammenbrachen! wenn ich nicht mehr im Stande war, aufwärts zu schauen, nachdem ich einige Tage lang fruchtlos gekämpft und weiter fort in das ardennische Gebürg geirrt war, und nun beschloß, zwischen den Klippen eines Abgrunds mein jammervolles Daseyn zu zerstören. Alles hat Maas und

Ziel, auch die menschliche Kraft für namenloses Elend!"

Seine Stimme war gegen das Ende seiner Erzählung dumpfer geworden, und er schien sich wieder in die trostlose Wildniß seines Schmerzes zu verlieren, als ihn das heftige Schluchzen seiner Zuhörerin aufmerksam machte. Vom Anfang der Erzählung an, hatte Mathilde mit unaussprechlicher Bewegung an Ton und Stimme und an jedem Umstand seiner Geschichte ihren geliebten Archimbald erkannt, ob sie ihn gleich nur durch ein Wunder vom Tod erstanden glauben konnte. Sie hielt die Ausrufungen ihres Erstaunens zurück, aus Furcht, ihn in seiner Mittheilung zu unterbrechen, und lauschte mit gespannter Anfmerksamkeit, kaum wagend, Athem zu holen, und ihre ganze Seele dem wunderbaren, seligen Eindruck entgegen neigend. Der Tausch der Rüstungen löste das Räthsel zu völliger Klarheit auf. Allein als er auf die Schilderung seiner herzzerreißenden Schmerzen kam, der Schmerzen, welche er um ihrentwillen erduldet, da war sie ihrer ungestüm hervorbrechenden Thränen nicht mehr mächtig.

„Was ist Euch, edle Dame?" fragte der Ritter, trotz seiner eignen Bewegung großmüthig besorgt zu ihr hingeneigt.

„O Gott im Himmel! Archimbald, sie war nicht treulos, die unglückliche Mathilde!“ schluchzte die Liebende, und stürzte, aufgelöst in Schmerz und Seligkeit, zu seinen Füßen.

Der Mond war unterdeß auf seiner Bogenbahn weiter herum gekommen, und schien der Knieenden, die das Visier des Helmes aufgeschlagen hatte, hellleuchtend in das schöne Angesicht, das sie mit Thränen übergossen zu dem Geliebten emporrichtete.

Erschrocken blickte Archimbald in die geliebten Züge, die er nur zu wohl wieder kannte. Es war nicht mehr das volle blühende Jugendantlitz, wie er es vormals gesehen, allein veredelt und unendlich rührender durch den Ausdruck der Schwermuth, der darauf eingegraben war. — Liebe ist wahrhaftig ein Götterkind, sie ist unsterblich! Trotz aller Zweifel, welche der Ritter gegründet gegen ihre Treue hatte, nur ein Schimmer der Möglichkeit, daß sie doch wohl unschuldig seyn könne, und hinweg waren alle Vorsätze, sie zu fliehen und zu vergessen! Er schloß sie außer sich in seine Arme, und bald nach den ersten bestürmenden Augenblicken der Überraschung ward es der Sprache der Wahrheit und Liebe leicht, ihn zweifellos zu überzeugen, daß seine trauernde Geliebte nur auf die Nachricht seines Todes den dringenden Vorstel-

lungen ihres Vaters Gehör gegeben, und an einen bejahrten Gatten ihr, nun ohnehin freudenloses Daseyn gebunden habe. Mathilde erzählte ihm noch, wie bald nach dem Tode ihres Gemahls ihr die fürstliche Herrschaft Regremont durch eine Erbschaft von mütterlicher Seite zugefallen sey. Alles löste sich in Einklang und Entzücken auf.

Am andern Morgen ließ die Gräfin alle ihre Vasallen auf dem Schloß Regremont versammeln. Sie erschien unter ihnen schöner, als je, im vollen Schmucke ihrer Hoheit, und erklärte, wie sie endlich entschlossen sey, ihnen einen Lehnsherrn und sich einen Gemahl zu wählen.

Der eitle Ritter von Clarence erröthete vor Freude; denn er dachte nichts Gewißres, als daß seine wohl angebrachte Drohung einen so heilsamen Schreck in dem Herzen der Gräfin hervorgebracht, und sie bewogen habe, niemand Anders als ihn zum Gemahl zu wählen. Allein jetzt öffneten sich die Flügelthüren eines anstoßenden Saals, und heraustrat in voller Rüstung der heldenmüthige Archimbald von Vitri, dessen Thaten in Afrika ihm allgemeine Achtung erworben hatten. Mathilde erklärte, daß er ihr längst und einzig Geliebter, und, wie sie hoffe, kein unwürdiges Oberhaupt einer so rühmlichen Ritterschaft sey.

Alle jauchzten, den todtgeglaubten Helden in vollem Lebensschmuck zu sehen. Selbst Clarence verbarg seine Beschämung mit guter Art, und bald ward die Vermählung der treuen Liebenden mit angemeßner Pracht vollzogen. Der alte Ritter aber, welcher so großmüthig die Vertheidigung des unglücklichen Fremdlings übernommen hatte, so wie die beiden treuen Begleiter zum Kampfplatz, theilten fortan das Glück des edeln und seines Glückes werthen Paares.

IV.

Flaminio und Cinthio

oder:

Der König der Berge.

Märchen.

In einer weiten, segensreichen Landschaft herrschte vordem ein junger König, Flaminio mit Namen; sehr guten Herzens, annehmlich von Gestalt, und überhaupt mit allen Gaben der Natur nicht sparsam ausgerüstet, nur zum Herrscher schien er nicht ganz geboren; denn statt die Kräfte seines Geistes der Staatskunst und der Sorge für sein Reich zu widmen, überließ er sich einer gänzlich überwiegenden Neigung für die ernsten und tiefsinnigen Wissenschaften, und alle Zweige der Gelehrsamkeit. Ein Fehler, den die mehrsten andern Fürsten ein wenig sonderbar und ungewöhnlich finden wollten. Bei ihm kam es daher, daß er von früher Kindheit an, entfernt vom Hofe in einem einsamen Gebürge erzogen worden war, wo ihn sein Vater einem alten Weisen anvertraut hatte. Ganz weise mochte indeß doch die Erziehung noch nicht gewesen seyn, da sie ihn so wenig für seinen künftigen Stand gebildet hatte. An allem schönen und gelehrten Wissen war sie dagegen reich; und das einsame Kind, das seine Mutter früh verloren, und nie das Glück gekannt hatte mit liebenden Geschwistern zu spielen, hing sich mit aller

Liebe seines sehr leidenschaftlichen Gemüthes an die Wissenschaften, welche hier seine einzigen Gefährten waren.

Als aber nun der Jüngling nach dem unvermutheten, frühen Tode seines Vaters auf einmal an den Hof berufen ward, als man ihn einmüthig zum König ausrief und ihm des Reiches Scepter übergab, da wußte er nicht, wo er anfangen noch enden solle; that Alles, wie es seine Räthe ihm riethen oder abriethen, ohne zu merken, wie diese selbst nach der Herrschaft des Landes trachteten. Er selbst aber gab sich allein den Wissenschaften hin, und vorzüglich der schönen und erhabnen Sternkunde, an welcher er mit Sinn und Seele hing; um ihrentwillen kletterte er auf allen Bergen und Felsen umher, erklomm die höchsten sturzdrohenden Gipfel, ohne zu fragen, ob er auf den schwindlichten Pfaden einen furchtbaren Tod im Abgrunde finden werde, wenn er nur die Wonne genoß, recht klar in die funkelnden Sternenfluren zu blicken, und sich mit Geist und Augen darin zu verirren.

Da nun, bey jedem Dinge, stets das Verlangen den Besitz weit überfliegt, so dünkten ihm auch bald die stattlichen Gebirge, welche sein Vaterland umschlossen, nicht hoch genug für seine Forschbegierde. Er sagte daher kurz und gut zu seinen Räthen: sie sollten auf das Beste des

Volkes Acht haben; er selbst müsse in fremde Länder ziehen, die höchsten Berge aufzusuchen, von welchen er die Sterne am deutlichsten erkennen und betrachten könne.

Den Räthen und den andern ehrsüchtigen Großen die nach des Landes Herrschaft strebten, war diese Nachricht eben recht, und sie bezeigten ihren lauten Beifall zu dem Entschlusse ihres Herrn. Nur ein einziger alter Diener, der gut und treu gesinnt war, unterfing sich zu sagen: Mein königlicher Herr, ich dächte doch, ein Herrscher über so viele Tausende von Menschen, müßte noch etwas Höheres im Sinne haben, als einzig und allein die Wissenschaften.

Allein Flaminio unterbrach ihn mit Feuer. Mein lieber Clodio, sagte er, da hast du sehr unweise gesprochen, denn es giebt gar nichts Höheres als die Sterne! — Sage selbst, kann das Auge wohl einen höhern Punkt erreichen? —

Dem ehrlichen Clodio schwebte es wohl dunkel vor, zu sagen: Ja, für den körperlichen Blick, allein nicht für das Auge der Seele! Indessen er war nur ein guter Degen, und nicht stark in gelehrten Dingen, und so, da er den König, seinen Herrn, nicht widerlegen konnte, vielmehr selbst durch ihn und durch seinen höchsten Sehpunkt ein wenig irre geleitet wurde, begnügte er sich bloß, ihn fromm und treu auf seiner wunderlichen Reise

zu begleiten, und die Gefahren kühn mit ihm zu theilen, die seiner vielleicht warten könnten.

Dem König war dieß höchst willkommen, da er die Treue des biedern Clodio kannte; ein andres Gefolge wollte er schlechterdings nicht mit sich nehmen, sondern er hatte sich in den Kopf gesetzt, ganz unerkannt, und nur nach Art eines forschenden Gelehrten zu reisen, von einem einzigen Diener begleitet.

So kamen sie durch viele Länder; der König erstieg die schwindlichsten Gipfel, und verlor sich ganz in den Regionen des Himmels, so daß er beinahe die Erde darüber ganz vergessen hätte. Der treue Clodio folgte ihm überall, und während er hienieden den oft nicht sehr bedachten Lauf seines Herrn sorglich hütete, fand er am Ende selbst Vergnügen daran, dem Laufe der Sterne zu folgen; bloß aus Gefälligkeit für Jenen.

Eine geraume Zeit ging es also; einst aber waren sie auf einem Hügel, — denn Berge gab es in dem Lande nicht, in dem sie sich gerade befanden; — auf einem sanften Hügel also waren sie, die Sterne zu betrachten, die eben hin und wieder begannen durch den rothen Abendflor zu funkeln, da ward Clodio auf einmal gewahr, daß der König statt aufwärts nach den Sternen zu schauen, mit unverwandtem Blicke

hinunter sah ins Thal. Hilf Himmel! rief er ganz erschrocken aus, mein hoher Herr, was ist Euch denn begegnet? Ihr seht ja niederwärts statt aufwärts?

Allein der König schien auf diese Rede gar nicht zu achten, sondern blickte nur immer fort wie ganz versunken hinab in das schöne, blühende Thal.

Der gute Clodio war nun genöthigt, selbst mit hinab zu blicken; allein so schnell er auch den Blicken seines Herrn zu folgen suchte, so hatten seine alternden Augen doch mehr Mühe, das klar zu sehen, was die jungen, hellen Flaminio's beim ersten flüchtigen Ueberschau'n erfaßt hatten. Endlich erkannte er denn wohl, daß hier unten auch wandelnde Sterne zu betrachten wären, obgleich von anderer Art als die an Himmelsbahnen. Eine Anzahl reizender Jungfrauen lustwandelte nämlich am Fuße des Hügels, auf der frischen, blumigen Wiese, um sich am Abendroth und an der Schönheit der duftigen thauerquickten Landschaft zu ergötzen. Sie hatten sich zerstreut auf dem anmuthigen Rasenplan, theils im vertrauteren Gespräche begriffen, theils Blumen pflückend und farbige Kränze daraus windend. Vor allen andern aber strahlte Eine vor wie die Lilie vor andern Blumen, so schön und herrlich war sie anzusehn,

so daß man ersten Blicks gleich ihren königlichen Werth erkannte, und der bejahrte Clodio selbst ganz begeistert ausrief: Ei gnädiger Herr, das ist ein Stern erster Größe!

Welche meinst du? fragte der König rasch umwendend.

Nun welche Andre, sagte Clodio, als die, in dem weiß glänzenden Gewande, mit Purpursaum?

Der König freute sich über die Maaßen, daß auch sein treuer Diener in seinen Geschmack einstimmte, denn eben diese erhabne Schönheit hatte, zum ersten Male in seinem Leben, sein Herz mit einer wunderbaren Macht gerührt.

Beide beschlossen nun ohne Weitres herab zu steigen und sich den lieblichen Jungfrauen zu nahen. Diese hatten in harmloser Sicherheit gespielt, ohne die Fremden zu bemerken, die jetzt aus dem Gebüsche des Hügels vortraten; das Erste, was die schöne Jungfrau sammt ihren Gespielinnen thun wollte, war, gleich laut aufzuschreien bei dem überraschenden Anblicke; doch sonderbarer Weise vergaßen Alle dieß zu thun, sobald sie nur den jungen Fremdling etwas näher ins Auge gefaßt hatten. Flaminio war nämlich von so anmuthiger Gestalt und Bildung, daß es den Mädchenaugen wohlthat, ihn anzusehn. Und seltsam ging es zu; Flaminio hatte

Sterne betrachten wollen, und glaubte nun einen lieblichen Stern in der holdglänzenden Jungfrau entdeckt zu haben; sie aber war bemüht gewesen, Blumen zu suchen, und nun kam es ihr vor, als trete eine jugendlich glühende, recht holde, aber auch recht hohe Blume ihr aus dem grünenden Gezweig entgegen.

Unter so günstig vorgefaßten Meinungen ward es den Beiden gar nicht schwer, Bekanntschaft mit einander anzuknüpfen; der junge, feurige Flaminio gefiel der holden, glänzenden Jungfrau unendlich wohl. Er hörte nun von ihr, daß sie die Tochter des Königs dieses Landes sey, und Brillante geheißen werde. Zum ersten Male in seinem Leben war jetzt Flaminio froh, auch königlichen Stamms und selbst König eines mächtigen Reichs zu seyn. Er folgte also der Prinzessin sogleich zum Schlosse ihres Vaters, sagte diesem, wer er sey, und ward folglich mit der Artigkeit aufgenommen, die solche Herrn einander zu erweisen pflegen.

Nach einigen Tagen, während welchen die Leidenschaft der beiden Liebenden nur immer höher stieg, entdeckte er dem König Richamor, — so hieß Brillantens Vater, — daß er gesonnen sey, die liebenswürdige Brillante zu seiner Königin zu wählen, dafern er nichts dagegen habe.

Mit der Prinzessin hatte sich nämlich der liebende und lebhafte Bewerber bereits erklärt, und das Geständniß ihrer Liebe gegen das der seinigen eingetauscht. Er dachte nun, offen und arglos wie er war, daß auch ihr Vater gar nichts dagegen haben werde; hierin irrte er sich aber sehr; denn König Richamor war im äußersten Grade zum Geize geneigt, und dabei harten Herzens, wie das gewöhnlich sich verbindet; wer nicht reich war, der galt in seinen Augen nichts. Er sagte also zu Brillanten: Mein liebes Kind, mit diesem Manne wirst du auf keinen grünen Zweig gelangen, der nichts im Sinne führt, als einzig und allein das Gold der Sterne und ihren silbernen Schein! Der wird im Leben keine Schätze sammeln, vielmehr die Schätze seines Reichs verschwenden, durch solche unverständige Gelehrsamkeit! Ich verlange von ihm, daß er mir eine Morgengabe für dich biete, die eines solchen Königskindes würdig ist; so schwer du selbst bist an Gewicht, soll er mir einen Schatz von Gold und Edelsteinen bringen!

Bei diesen Worten ward die gute, gefühlvolle Brillante sehr betrübt, denn innig liebte sie den hochsinnigen Flaminio; doch dieser, als er den Entschluß des Königs hörte, ward dadurch keineswegs niedergeschlagen; er faßte sogleich den Gedanken mit seiner Feuerseele auf, und

erwiederte guten Muthes: Mein theurer König, wenn Ihr das begehrt, so soll es mir nicht schwer werden, diese Bedingung zu erfüllen! In meinem Königreiche gibt es der Berge genug, und wenn ich dadurch den Besitz meiner himmlischen Brillante, des Sternes aller Sterne, gewinnen kann, so will ich künftig nicht mehr auf die Gipfel, sondern in die Tiefen der Erde steigen und ihre Schätze an das Licht beschwören! Er bat darauf den König Richamor, daß er ihm nur vorher noch seine Tochter zur Gemahlin geben möchte, damit er sie sogleich mit in sein Land nehmen könne; wogegen er sein Ehrenwort zum Pfande setzte, daß binnen der bestimmten Zeit die Morgengabe voll in seinen Händen seyn solle. Der König Richamor war zwar sonst nicht der Mann, welcher bei irgend einem Handel die Kaufbedingungen zuerst erfüllte; indessen da auch seine Tochter inständig darum bat, so willigte er doch in die Vermählung und in das Mitreisen.

Flaminio eilte nun mit seiner geliebten Brillante und von dem treuen Clodio begleitet, sein Vaterland bald zu erreichen. Dort angekommen, hielt er sich nicht lange dabei auf, zu untersuchen, wie man das Reich indessen verwaltet habe; sondern nun ging es rasch über die Berge her. Die Kunst des Bergbaues war

damals noch nicht sehr verbreitet, doch was Flaminio mit seinem muthigen Eifer angriff und seinem kühnkräftigen Geiste, das mußte durchgehen, drohten ihm auch tausend Schwierigkeiten; so hatte er in kurzer Zeit die edle Bergmannswissenschaft mit Sinn und Geist durchdrungen. Er sammelte nun eine Anzahl junger williger Leute, von seinen Unterthanen, und stieg mit ihnen in die Tiefe hinab. Nicht lange, so fanden sie auch reiche Adern von Gold- und Silbererz in dem Gestein, und sogar wunderprächtige Edelsteine; er ließ die letztern schleifen, und diejenigen, die am herrlichsten vor Allen funkelten, nannte er zu Ehren seiner vergötterten Gemahlin Brillanten, wie sie noch bis auf den heutigen Tag geheißen werden.

Er war nun ganz beglückt; nicht allein, daß er das Gelübde der Liebe so bald würde erfüllen können, sondern auch in seiner Beschäftigung selbst; denn das, was er vorher, nur eines andern Zweckes wegen, unternommen hatte, ward ihm bald, nach Art seelenvoller Menschen, einziger Zweck in sich selbst; er fand einen unnennbar anziehenden Reiz in dieser schönen und geheimnißvollen Kunst, die gleichsam in das tiefste Herz der Natur eindringt; die das Feuer belauscht, wie es sich schöpferisch mit andern Elementen vereint und wieder trennt; wie Far-

ben hervorgehen, Metalle sich scheiden, und Alles, was die Erde Schönes trägt, aus ihrem Mittelpunkte, aus diesem innern Heiligthum hervorsteigt. Begeistert drängte sich der junge König in alle Tiefen dieser edeln Wissenschaft; allein als er eben daran war, der Scheidekunst der Metalle recht aus dem Grunde nachzuspüren, da ward ihm eine Lehre gegeben, wie sich das Volk von Fürsten scheidet, die für sein Wohl keine Gedanken haben! —

Die herrschsüchtigen Großen hatten nämlich Flaminios neue wissenschaftliche Neigung benutzt, die Herzen gänzlich von ihm abzuwenden; seht Ihr nicht, sagten sie, wie er mit Euch umgeht? Eure Söhne führt er in die graunvollen Abgründe der Erde, wo sie das freudige Sonnenlicht, den Frühlingsschmuck auf Flur und Hain nicht sehen, noch die erquickende Himmelsluft einathmen dürfen! Giftige Schwaden beengen ihre Brust, und ihre jugendlichen Wangen bleichen!

Dieß war das wirksamste Mittel, die älterliche Zärtlichkeit zur Wuth zu wecken; gereizten Löwen gleich, stürzten Väter und Mütter auf den guten, gelehrten König ein, der eben selbst ganz erschöpft einmal heraufstieg aus dem dunkeln Schachte. Zum Unglück waren auch die

jungen Bergknappen, so wie er selbst, ein wenig bleich geworden, so daß aller Anschein gegen ihn war. Man drang daher auf seine Verbannung, ohne die Gründe anhören zu wollen, welche er für sich hätte anführen können; und so blieb ihm nichts übrig, als sich gefaßten Muthes in sein Schicksal zu ergeben.

Alle glaubten, er werde nun zu dem Vater seiner Gemahlin fliehen und bei ihm Hülfe suchen; allein er dachte zu edel, um fremde Waffen gegen sein Vaterland zu führen; und blos als Flüchtling bei dem König Richamor zu leben, war seine Sache auch nicht; auch würde dieser ihn nicht einmal bei sich aufgenommen haben, da an die Absendung der ihm versprochenen Schätze, bei diesen Umständen nicht zu denken gewesen war.

Er überließ sich also seinem Schicksal, und zog so hinaus in die weite Welt. Freiwillig hatte er vorher auf lange Zeit das Land verlassen; doch etwas anders ist es mit dem, was der Mensch muß; dieß Wort ist ohnstreitig das allerhärteste auf Erden.

Ganz arm zog er indeß doch nicht in die freudenlose Verbannung hinaus, da ihm doch die reichen Schätze seines gesammelten Wissens geblieben waren, auch ging mit ihm nicht blos

ein Freund, so wie das erste Mal, sondern ihm folgte mit treuer Zärtlichkeit seine geliebte Brillante, sie liebte ihren edeln, obgleich ein wenig unbesonnenen Gatten zu wahr, als daß sie nicht das Elend selbst gern hätte mit ihm theilen sollen.

Schweigend und, wie es schien, ganz heitern Muthes, zog der hohe Verbannte seines Weges, nur als sie auf die Gränze des schönen Vaterlandes kamen, und von der Höhe die guten, freundlich blühenden Fluren hinter sich liegen sahen, da schien des Königs Stärke doch zu schmelzen; nachdenklich hatte er das Haupt gesenkt, mit freundlicher, nicht ganz verhehlter Wehmuth, wandte er sich darauf zu seinem treuen Clodio, er hatte lange nicht mit ihm gesprochen, weil ihm der alte Mann nicht in die Schachten seiner Berge hatte folgen wollen und können. Jetzt wandte er sich zutraulich zu ihm, und sagte, indem er noch einmal mit feucht werdendem Blicke die Landschaft überflog: Sag mir nur, lieber Clodio, wie man es anfängt, es den Menschen recht zu machen? Ich stieg auf die Gipfel der Berge, da war es nicht recht! ich stieg hinab in die Tiefen der Erde, da war es wieder nicht recht!

Ach, lieber Herr, entgegnete der treue Alte, mich dünkt, Ihr habt des edeln Feuers gar

zu viel! Ihr könnt niemals die Mittelstraße treffen! — —

In seinem väterlichen Reiche nahm Alles nun ein ungewohntes Leben an; die ehrsüchtigen Großen herrschten eine Zeitlang abwechselnd mit erträglichem Verstande; allein bald wollte Jeder für sich allein die Krone an sich reißen, und sie zerrütteten das Land durch blutige Kriege, wo immer Brüder gegen Brüder kämpfen mußten, so daß die Ältesten des Volks endlich dahin übereinkamen, in fremde Länder auszuziehen, um sich einen recht guten und weisen König aufzusuchen, sie möchten ihn antreffen in welchem Lande und unter welchem Stande sie wollten.

Sie führten diesen Entschluß aus; ja da fanden sich freilich von allen Seiten der Fürsten viel, die sich, oder doch ihre Söhne zu Königen für das verwaiste Land vorschlugen; doch diese waren ihnen alle nicht weise und nicht edel genug. — Sie hatten nun schon einen großen Theil der Welt durchreist, und immer noch nicht das gefunden, was sie doch mit so großer Sehnsucht suchten.

Endlich gelangten sie in ein großes und sehr friedliches Land, wo Alles den blühendsten Wohlstand verrieth. Überall herrschten die wohlthä-

tigsten Künste; und die Menschen waren so gut, und so unterrichtet, daß man sichtbar den Einfluß eines guten Geistes zu spüren meinte. Die Abgesandten riefen oft verwundert aus: Ihr guten Leute, sagt doch an, wer Euch gelehrt hat, Eure Felder so trefflich anzubauen? Eure Bäume so zu veredeln, daß Ihr von Allem dreifachen Segen hoffen dürft?

Und einstimmig kam ihnen dann die Antwort wieder: Der weise Cynthio hat uns dieß gelehrt.

Je weiter die Gesandten kamen, je höher stieg die Bewunderung; sie fragten wieder Andere: Wer hat Euch so menschliche Gesetze vorgeschrieben? und so edle Sitten gelehrt?

Und wieder einstimmig kam ihnen die Antwort: Der edle Cynthio hat das Alles gethan.

Ist das denn Euer König? fragten die Fremdlinge.

Nein, unser König ist er nicht, erwiederten die Eingebornen; er lebt ganz einfach unter uns, als wäre er der Unsern Einer; doch hat er uns als Anführer in Kriegen gegen unsern ungerechten Nachbar geschützt; und ist jetzt als ein Vater für uns anzusehen in Rath und That.

Die Gesandten blickten einander an, mit freudefunkelnden Augen, das wäre ja ganz, was wir suchten, riefen sie; wir müssen diesen Vortrefflichsten der Menschen kennen lernen! Und will er auch nicht selbst unser König werden, so kann er uns doch sicherlich den besten Rath ertheilen.

Sie fragten nach der Wohnung Cynthio's, und man wies sie nach einem stillen, etwas entlegnen Thale, wohin sie auch den Weg bald fanden. Sie kamen durch blühende, hochwallende Fruchtfelder, welche mit anmuthigen Hainen wechselten; und jetzt erblickten sie im Schein der Abendröthe das Halmendach des edeln, ausruhenden Helden.

Auch schon das Äußere dieser Freistatt schien den Geist des Bewohners auszudrücken; kühn säuselten über das Dach frischgrüne, heldenkräftige Eschen, aus denen man die todbeflügelte Lanze bildet, doch eine Palme ragte hoch aus ihnen empor.

Wandrer begegneten ihnen, welche so eben noch Rath von Cynthio erholt hatten; und jetzt erblickten sie ihn selbst, vor der Thür seiner Wohnung der Ruhe genießend nach den Tagsgeschäften; allein sein Anblick befremdete sie, einen ehrwürdigen Greis hatten sie zu finden ge-

meint, mit silberweißem Bart und Haaren, und nun erblickten sie statt dessen eine sehr schöne, noch jugendliche Männergestalt; zur Seite eine holde Gattin und auf den Knieen einen goldlockigen Knaben wiegend; ein alter Mann saß ihm zur andern Seite.

Der Alte ist wohl Cynthio, sagten die Gesandten.

Nein, nein! erwiederten die Wanderer, der Jüngling ist es! Geht nur dreist zu ihm hin! er ist einfach bescheiden. —

Bei diesen Worten führten sie die Fremdlinge zu Cynthio. — Allein wie groß war das Erstaunen der Gesandten, als sie in ihm den einst so übertriebnen und von ihnen verbannten Flaminio erkannten!

Bestürzt wußten sie Anfangs nicht gleich, was sie hervorbringen sollten, doch bald überwog seine herzvolle Freundlichkeit, und frohe Rührung von ihrer Seite jede Bedenklichkeit, und sie sagten ganz aufrichtig: Ist's möglich, Herr, daß wir dich so wiederfinden? Du wolltest erst nicht für dein eigenes väterliches Reich sorgen, und nun hast du ein fremdes so beglückt?

Ja Freunde, sagte lächelnd der edelmüthige Flaminio, das Unglück hat mir nun den weisen

Mittelweg gelehrt. Vorher schwärmte ich bald auf den Gipfeln, bald wieder eben so in den Tiefen umher. Ich habe jetzt die mir gesammelten Wissenschaften zum Besten dieses Volkes angewandt; deswegen nennt man mich auch jetzt Cynthio statt Flaminio.

Die Gesandten baten nun flehentlich, daß er mit ihnen zurückkehren und wieder ihr König werden möchte! Du hast väterlich für dein Volk gesorgt, sagten sie, und ein Vater ist es ja eben, dessen ein Volk bedarf.

Der edle Cynthio wollte sich seinem Vaterlande nicht versagen, und doch auch das Land nicht verlassen, das ihm im Unglück Schutz gegeben hatte; doch beide Länder vereinigten sich, und genoßen lange unter seinem Scepter das vollkommenste, reinste Glück.

V.

Reinholde.

Märchen.

Ein edler Graf verlor seine Gemahlin durch einen frühen Tod, und da er sie aufs äußerste geliebt hatte, so wollte er sich nie wieder vermählen, sondern fand seine einzige Freude in seinen beiden Töchtern, dem kostbaren Vermächtnisse der Verstorbenen.

Die beiden jungen Fräulein schienen auch ganz so große Liebe zu rechtfertigen; sie waren beide von so außerordentlicher Schönheit, daß man sie weit und breit: die schönen Kinder nannte; allein ihr Innres ward, je mehr sie heraufwuchsen, sehr verschieden; denn eben so bescheiden, sittsam und mild Reinholde war, eben so eitel, stolz und leichtsinnig war ihre Schwester Schönehild, oder Schönhilde insgemein genannt.

Der Graf that alles, sie wohl zu erziehen, und sie wurden auch in den schönen Künsten und Geschicklichkeiten bald eben so bewunderns-werth, als sie es schon nach ihrem Ansehen waren; so daß sich auch schon eine große Menge der jungen Herren um sie drängten, und sie mit Lobeserhebungen überhäuften.

Zum Glück war noch keiner darunter den schönern Schwestern hübsch genug, um ihnen durch seine Schmeichelreden gefährlich zu werden. Der Graf aber hielt seine beiden Töchter werther, als seine beiden Augen; und als er einst genöthigt war, eine Zeitlang auf einem ganz entlegnen Schloß nicht fern vom Meeresufer zuzubringen, so nahm er seine Lieblinge dahin mit sich, um sie stets unter seiner Aufsicht zu haben.

Sie lebten hier ein sehr einsames Leben, doch fehlte es ihnen nicht gerade an Zeitvertreib, da sie so vieler kunstreichen weiblichen Arbeiten erfahren waren; auch pflegten sie sich oft im Freien zu ergötzen in der einsamen, doch gar nicht anmuthlosen Gegend; zur einen Seite lag das Meer, zur andern ein uralter Wald mit hohen, schattenreichen Bäumen, zerstreute Felsen neben an, doch bis dahin, vom Schlosse aus, eine sehr schöne, mit Blumen bunt durchstickte Wiese. Auf dieser pflegten nun die Fräulein oft zu lustwandeln.

Auf einer dieser Wanderungen bemerkte die sanfte Reinholde einen Hänfling, der, wie es schien, immer neben den Wandelnden in dem Gebüsche hinflog und sie mit seinem lieblichen Gesang begleitete. Sie glaubten, diesen schon öfter gehört zu haben, und sahen jetzt den kleinen Sänger zwischen dem flüsternden Gesträuche.

Er war nur einfärbig, grau und glanzlos, allein gefällig von Gestalt, und sein Gesang hatte so etwas eigen Rührendes, daß es Reinholden in die Seele drang, ob er gleich heut' nur leis und traurig sang.

Indem ward sie gewahr, daß Blut an seinen weichen Federn hing, und daß er wahrscheinlich im Flügel verwundet war, da er nicht wie gewöhnlich fliegen konnte. O sieh, Schönhilde! rief sie der Schwester zu, das arme kleine Thier, das uns so schön gesungen hat! Laß es uns haschen und es heilen!

Schönhilde blickte hin, doch in dem Augenblicke flog ein schöner, glänzender Schmetterling vor ihnen auf, dessen Flügel mit allen Farben prangten. — Ach, laß den einfältigen Hänfling! rief Schönhilde, komm, laß uns lieber diesen schönen Flüchtling fangen.

Mit diesen Worten eilte sie über Stock und Stein dem leichten Sommervogel nach; allein bei der gutmüthigen Reinholde mußte die Freude an der glänzenden Erscheinung bald dem Mitleiden für den armen, kleinen Sänger weichen. Er flatterte blutend und mühsam vor ihr her, doch ohne daß sie ihn erreichen konnte, bis er an eine tiefe Felsschlucht kam, wo er flatternd zwischen den Felsen hinunter sank.

Ach, nun wird er sich vollends ganz beschädigt haben und hülflos in der Tiefe liegen! seufzte Reinholde, und leichten Fußes, wie sie war, stieg sie vorsichtig die Klippen hinab, um ihn zu suchen. Allein als sie hinunter kam, war kein Vogel zu hören und zu sehen; dagegen fand sie den Eingang einer Höhle, aus welcher ihr ein schwacher Schein entgegen kam. Vermuthlich glaubte sie den Hänfling da zu finden; genug, sie ging hinein, und stieg die breite Treppe hinab, von welcher der Lichtschein herauf dämmerte.

Sehr viele Stufen mußte sie niedersteigen, dann kam sie in ein schwacherhelltes Zimmer, das auf das anmuthigste ausgeschmückt war, aus diesem noch in eine Reihe anderer von ähnlicher Beleuchtung und Verzierung, bis sie in Eines gelangte, worinnen ein einziger Gegenstand sie alles übrige vergessen hieß.

Auf einem Ruhebette in einer Vertiefung der Mauer ruhte ein Jüngling, schön, wie sie nie einen gesehn zu haben meinte, in tiefem Schlummer, wie es schien. Der Ausdruck einer stillen Traurigkeit lag so rührend auf seinen holden Zügen, daß es ihr war, als ob sie selbst das tiefste Leid empfände.

Er trug vornehme Ritterkleidung; ein Mantel, der ihn halb bedeckte, konnte das Eben-

maaß der herrlichsten Gestalt nicht bergen! Jetzt war es, als ob ein freudiges Lächeln über sein leidendes Gesicht zucke, und jetzt öffnete er auf einen Augenblick die schönen Augen, Reinholde anzusehen und sie dann gleich wieder fest zu schließen.

Erschrocken dachte jetzt das Mädchen an sich selbst und ihre Lage, so ganz allein im Zimmer eines fremden Mannes, und noch dazu des schönsten, welchen jemals die Welt gesehen hatte. Sie flog eilig hinaus und kehrte auf ihr Schloß zurück.

Hier war auch schon die unbefriedigte Schönhilde angekommen, die ihren Schmetterling ohne Rast verfolgt hatte; auf einer luftigen Höhe war er ihr entflogen. Sie fühlte sich nun gar nicht in der Stimmung, Reinholdens Abentheuer anzuhören; auch war es, als ob diese keinen Muth habe, davon zu sprechen; sie wurde roth, so oft sie nur jener Felsengegend erwähnte, und eine wunderbare Unruhe schien sie immer dahin zurückzuziehen.

Aufrichtig, wie sie stets gegen ihren vortrefflichen Vater gewohnt war, erzählte sie ihm auch das Vorgefallene treu, und wenn sie ihm gleich das nicht sagen konnte, was sie in ihrem Innersten empfand, weil sie das selbst nicht wußte, so entging es doch seinen erfahrnen Blik-

ken nicht, und es ward dem guten Grafen ganz bang vor Schönhildens Leichtsinne und Reinholdens Stärke des Gefühls.

Er sandte indeß sogleich nach der Felsenwohnung, um sich des Näheren nach dem schönen Schläfer erkundigen zu lassen; doch siehe da, die Höhle mußte sich geschlossen haben, denn in der ganzen Gegend war keine Spur von einem Eingange in die Felsen zu finden.

Um diese Zeit mußte der edle Graf zum Kriege ziehen in ein fremdes Land; und ob ihn gleich, als einem wackern Krieger, der Ruf der Ehre nur erfreuen konnte, so schlug sein väterliches Herz doch in großer Bekümmerniß seiner unbeschützten Töchter willen; er klagte dieses einer weisen Zauberin, die seine Freundin war, und fragte sie um ihren Rath. Sie schlug in einem großen Buche nach, und sagte dann: deine Töchter, mein Freund, werden selbst ihr Schicksal zu wählen haben, und mich dünkt, sie haben schon gewählt. Was aber deine Sorge um ihren Schutz in deiner Abwesenheit betrifft, so will ich dir den Rath geben, welchen ich für den besten halte. Gern nähme ich sie selbst in meine Obhuth, allein ich muß einer wichtigen Veranlassung willen in ferne Länder reisen, und an den Höfen deiner fürstlichen Verwandten wären sie, ihrer großen Schönheit wegen, allzusehr

der Verführung ausgesetzt. Nun hast du aber einen festen Thurm in dem Gebirge, darein verwahre sie bis zu deiner Zurückkehr! so daß sie nie heraus und keine lebendige Seele zu ihnen hinein kann. Dann will ich jeder eine Harfe geben, welche die Eigenschaft hat, daß sie ohne Rettung zerspringt, sobald ihre Besitzerin nur im Geringsten von der Tugend und guten Sitten, oder auch nur von dem Anstande abweicht.

Der Graf dankte für den erhaltenen Rath und befahl sogleich, den alten Felsenthurm aufs freundlichste für seine herzgeliebten Kinder einzurichten. Er ließ einige schöne Zimmer anlegen, versehn mit allem, was nur ein weibliches Herz freuen kann, mit Schränken, Spiegeln, schönen seidnen Betten, und vorzüglich mit einem reichen Vorrathe von Mitteln zu anmuthiger Beschäftigung, des Goldes und der Seide von allen Farben und Arten zum Sticken, des feinsten Flachses zum Spinnen, auch eine große Menge Bücher, Bilder und dergleichen, damit sie sich die Zeit recht angenehm verkürzen möchten. Auch ein freundliches Gärtchen ließ er hinter dem Thurme anlegen, worin sie ungestört der freien Luft genießen könnten, doch ebenfalls von einer hohen, unersteiglichen Mauer umschlossen. Darauf bestellte er bei seinem treuen Burgvoigt von dem nicht fern gelegenen Schlosse,

daß man den Einsamen jeden Morgen die allerbesten Speisen und Getränke in einem Korbe hinaufwinden solle, doch allemal vor Anbruche des Tages, wenn die Fräulein noch unbesorgt auf ihren weichen Bettchen schlummerten.

Nach allen diesen Anstalten und am Abende vor seiner Abreise führte er seine beiden Lieblinge in ihren künftigen Aufenthalt, zeigte ihnen Alles, und gab ihnen dann die beiden für sie erhaltenen, bezauberten Harfen. Das Gestell derselben war von reinem Cristallglas, die Saiten aber vom feinsten Golde gesponnen. Er machte sie mit ihrer Eigenschaft bekannt, gab ihnen dann auch noch die Schlüssel zu der Thurmthür; denn, sagte er, ich will Euch nicht als Gefangene einkerkern, freiwillig erwart' ich von Eurer Lieb' und Eurer Klugheit, daß Ihr nach dem, was Ihr nun wißt, die Schwelle dieser Freistatt nie übertreten und keinem lebenden Wesen den Eingang hierher gestatten werdet.

Und nun, beschloß er, indem er sie, Thränen im Auge, in die Arme schloß, und nun lebt wohl, meine guten, geliebten Kinder! und denkt, daß Ihr die einzige Freude meines Lebens seyd! denkt, daß von Eurer Aufführung mein ganzes Glück, die ganze Ruhe meines Herzens abhängt. Kehr' ich glücklich zurück, so sollen Tage voll Lust und Freude Euch diese

kurze Einsamkeit vergelten, und fall' ich in der Schlacht, nun, so wird es Euch zum Troste gereichen, dem Vater, der Euch so unendlich liebt, noch einen letzten Wunsch erfüllt zu haben.

Mit tausend Thränen küßte Reinholde seine Hand, drückte sie an ihr Herz und betheuerte ihm, daß sie aufs treu'ste seinen Wunsch befolgen wolle. Auch Schönhilde weinte und versprach ebenfalls pünktlichen Gehorsam; doch ihre Thränen waren wie Regen im April, und sie beruhigte sich bald im Anschaun all der schönen Sachen, welche der Vater ihr zurückgelassen hatte.

Der edle Graf war unterdessen um die bestimmte Stunde abgereist. Im Kreise seiner Leute herrschte Trauer, auch die Abwesenheit der guten, freundlichen Reinholde beklagte man, denn sie war milden Herzens, wie ihr Vater. Aus Schönhildens Entfernung machte sich eben niemand etwas, da sie in ihrer Eitelkeit und ihrem Leichtsinn an andern Menschen zu wenig Antheil nahm. Die Fräuleins lebten während dem ihr stilles Leben; die ersten Tage waren selbst für Schönhilde an mannigfacher Unterhaltung reich, denn außer allen Schönheiten, die in ihren Zimmern und Gärten zu mustern waren, bot auch die Aussicht aus den Fenstern einen zum mindesten neuen Genuß; schroffe, wunderbar gestaltete Felsen schlossen das kleine

Thal in einen Halbkreis ein, und wurden hin und wieder von schwarzgrünen, tiefhängenden Tannen bekränzt, die aus den grauen Steinklippen hervorsproßten; am Fuße des Felsenkreises wallte ein mäßig breiter Strom vorüber.

Die beiden Schwestern hatten noch nie eine so romantische Gebirgsgegend gesehen, und ergötzten sich daher Anfangs recht sehr an dem Anblicke; als sie indeß Felsen und Tannen und Strom genau betrachtet hatten, so bemerkte Schönhilde doch, daß die Tannen nach wie vor im Winde schwankten, der Strom eintönig rauschte, und die Felsen gar unbeweglich auf einer Stelle standen.

Reinholde langte still nach ihrem Arbeitsgeräthe, nach der blinkenden Nadel und der schönfarbigen Seide, vorzüglich aber nach ihrer lieben Harfe, die ihr nach ihrem inwohnenden Zauber gleichsam als eine freundliche Zeugin ihres unschuldigen Lebens theuer war. Sie fand in dem Reiz der Beschäftigung ein wohlthätiges Heilmittel gegen den Unmuth der Langeweile; auch fing sie oft mit ihrer Schwester ein freundliches, liebevolles Gespräch an, worauf indeß Schönhilde in ihrem Unmuth wenig Acht gab. Schönhilde achtete der melodischen Harfe nicht ehr. Nur dann und wann trat sie damit an's

Fenster, um irgend woher Bewunderer herbei zu locken. Dann aber erklangen die Saiten verstimmt und brachten nur verworrene Weisen vor.

Sie benutzte jetzt ihre Freiheit, sich des Morgens recht lang zu putzen, aber leider! da war niemand, der ihre Schönheit nur gesehen, viel weniger bewundert hätte, und wenn auch zuweilen ein einsiedlerischer Häher oder anderer wilder Waldvogel aus den Steinritzen aufflog, so wandte er doch keinen Blick seiner scharffunkelnden Augen nach der am Fenster stehenden Schönen.

Reinholde fiel wohl auch zuweilen in stillwehmüthige Betrachtungen, wenn sie so einsam sich selbst überlassen an ihrer Harfe saß; sie dachte an den schönen Jüngling, den sie in jener unterirdischen Wohnung gesehen hatte, und den sie nun wohl nimmer wieder sehen sollte, während sie diese Mauern von ihm und von dem Leben schieden; allein geduldig fügte sie den frommen Sinn in ihres Vaters Willen, und war einzig darauf bedacht, wie sie ihre Pflicht treu erfüllen wollte. Da rief einst auf einmal Schönhilde: O sieh doch, Schwester! komm geschwind an's Fenster, liebe Reinholde! — Sieh nur den schönen Jäger dort, der auf dem Vorsprunge des Felsens erscheint!

Und als Reinholde hinsah, erblickte sie in Wahrheit einen Jüngling in blankem Jagdgeschmeide, der, an dem Felsen emporgeklommen, zwischen den Tannen stand und nach den beiden schönen Mädchen herüber zu blicken schien.

Reinholde zog sich sittsam betroffen zurück, allein Schönhilde rief voll Freude: O sieh! er hat auch uns bemerkt; nicht Pfeile sendet er vom Bogen, nur Pfeile seiner lichtbeschwingten Blicke! — O nun ist's gut! rief sie, und schlug dabei in ihre kleinen weißen Hände, nun fängt doch unsere Einsamkeit an, sich ein wenig zu beleben! —

Und wie ein unbedachtes Kind ließ sie ein schönes, vielfarbig gestreiftes Band hinunter flattern, welches der Wind nach den Bergen hinüber wehte. Der Jäger ward es gewahr, und klimmte ihm nach in die Felsvertiefungen. Schönhilde aber sah ihm nach und wartete den ganzen Tag ungeduldig auf sein Wiedererscheinen.

Am andern Morgen nun standen beide Schwestern in aller Frühe an ihrem Fenstergitter; denn auch Reinholde pflegte sich des Morgens und Abends diesen ergötzenden Anblick zur Erholung zu gönnen, und wenn die rosigen Streiflichter der auf- oder niedergehenden Sonne die grauen Felsen, den einsamen Strom, und die schwarzen traurigen Tannen beleuchtete, so fand sie auch

in der einförmigen Gegend einen immer verän=derten und mannichfachen Reiz.

Die Sonne war jetzt eben aufgegangen, und blickte durch eine Thalöffnung zwischen den Ber=gen herein gerade auf den wallenden Strom, den sie mit ihrer Stralenfluth verklärte. Da sahen mit einemmal die Jungfrauen einen Na=chen den Strom herunter schweben, und einen schlanken Schiffer darin stehend, der mit dem Ruder leicht die Wellen beherrschte und fröhlich in die Morgensonne schaute. Er sang, als er den Fenstern beinahe gegenüber kam, mit mun=term Tone:

Flüchtige Wellen
Gleitet dahin,
Zeiget den hellen,
Fröhlichen Sinn!

Jugendlich Leben
Schwellt noch die Brust;
Vor dem Entschweben
Fasset die Lust!

Mädchen, sie gleichen
Wechselnder Fluth;
Sie zu erreichen
Strebe der Muth.

Schimmer vergolden
Wogen und Grab;
Mädchen! Ihr holden!
Lächelt herab!

Er hatte während des Gesanges seinen Nachen angehalten, und ließ sich den Fenstern gegenüber von den flutenden Wellen schaukeln, indem er mit fröhlicher Zuversicht hinauf nach den reizenden Mädchen blickte.

Reinholdens sittsames Gefühl hatte die freie Sprache seines Liedes verletzt, und wie bei wahrhaft reinen Seelen eine kühnfreie Liebessprache nicht sowohl Zorn erregt als vielmehr innerliche Traurigkeit, so wollte sie sich auch gekränkt zurückziehen; allein die Schwester hielt sie bei der Hand, und rief voll Freude: O sieh, liebe Reinholde! erkennst du wohl den schönen Jägersmann von gestern? Die wasserblaue Schifferkleidung steht ihm nicht minder schön, als das hellgrüne Jagdgewand.

Reinholde blickte schärfer hin, erkannte wirklich an der Gestalt den Jäger von gestern, und — um den linken Arm hatte er das farbig gestreifte Band gewunden, das ihm Schönhilde froh entgegen flattern ließ.

Bei diesem Anblicke ward Reinholde bleich; sie zog ihre Schwester vom Fenster hinweg, und sprach mit aller ihrer liebevollen Innigkeit: O liebe Schwester! was hast du doch für eine große Unbedachtsamkeit begangen, indem du jenem fremden Jünglinge ein solches bedeutsames Zeichen fliegen ließest. Du siehst, wie er sich

damit schmückt, und aus den Worten seines Liedes schien ein ziemlich freier und leichter Sinn zu sprechen. Laß uns nun ja durch allergrößte Sittsamkeit seine beleidigende Zuversicht widerlegen. Durch solche und ähnliche Reden hielt sie, wiewohl mit großer Mühe, ihre leichtsinnige Schwester einige Zeit von dem Fenster zurück.

Als diese dahin zurückkam, war der schlanke Schiffer endlich verschwunden, ihr Unmuth kehrte nun im höchsten Grade zurück und sie brachte den Tag in heimlichem, doch vergeblichem Harren zu.

Als aber des andern Morgens die beiden Schwestern wieder an das Fenster traten, um frische Luft zu schöpfen, da sahn sie wie durch Zauberhand ein holdblühendes Gärtchen unter ihren Fenstern, welches mit ihrem einsam kleinen, von Mauern umschlossenen Zwingergärtchen gar nicht zu vergleichen war, mit den schönsten buntstrahlenden Blumen, abgetheilt in zierliche Beete, mit saubern Gängen durchkreuzt und mit flatternden Büschen gemischt; in einiger Entfernung aber sahen sie einen anmuthigen jungen Gärtner zwischen seinen Pflanzungen hinwandeln, den sie bald für den Jäger und den Schiffer der vorigen Tage erkannten. Er trug wieder die Armbinde von Schönhildens buntstreifigem Bande, in welchem Rosenfarbe und lichtes Hoff-

nungsgrün die Hauptfarben ausmachten, blieb jetzt stehen, nahm eine Zither zwischen den Blumensträuchen auf, die er mit großer Leichtigkeit rührte, und sang dazu mit seiner wohltönenden Stimme:

Blüht, ihr Tulpen! blüht, ihr Rosen!
Zeigt der holden Mädchen Bild.
Bei des muntern Westes Kosen,
Blüh'n sie schön im Lenzgefild.

Fröhlich spiegeln alle Farben,
Bieten hold sich seinem Gruß;
Wenn die frohen Schimmer starben,
Dann vorüber Lenzgenuß!

Schimmert, Blumen; glänzt ihr Schönen!
Während auch der Frühling lacht,
Bald, befeindet Lust und Tönen,
Kömmt des düstern Herbstes Nacht.

Fröhlich spiegeln alle Farben,
Bieten siegenden Gewinn;
Wenn des Lenzes Blumen starben,
Sind auch Blick und Kuß dahin!

Reinholde hatte sich wieder, erröthend vor den verletzend freien Worten dieses Gesanges, von dem Fenster entfernt, und bittend auch ihre Schwester mit sich fortgezogen; der Gesang schwieg, und jetzt sahen sie mit einemmal an ihren Fenstern, welche, da sie das erste Stock-

werk des Thurms bewohnten, nicht von unerreichbarer Höhe waren, ein paar blühende Rosenbäumchen sich empor richten, die der schöne Gärtner in Gefäßen unter das Fenster getragen hatte, und die ihre purpurnen Blüthen nun funkelnd in das Zimmer hinein rankten. Kindliche Freude über den schönen, lang entbehrten Anblick zog beide Schwestern an das Fenster, um den erquickenden Duft zu athmen; allein, wie bebten sie zurück, als ihnen, so wie sie nahten, zwischen den Rosen ein schönes jugendliches Männergesicht entgegenblickte, eben so frisch und strahlend in Rosenglut, als die purpurnen Rosen selbst, mit lieblich funkelnden Augen und süß verführerischem Lächeln; strahlend, verblendend für die entzückte Schönehild, herzdurchdringend für die erschütterte Reinholde. Ach! es war dasselbe reitzende Angesicht, das sie in jener Höhle gesehen hatte, das ihr als Lichtbild ihrer geheimsten seligsten Gedanken vorgeschwebt hatte! Allein der Ausdruck des edelsten Gefühls, ja selbst der tiefsten geheimen Schwermuth war damals auf dem schönen Antlitz sichtbar gewesen, während hier nur verführerischer Leichtsinn aus allen Zügen sprach. Er war an den Spalieren, die er selbst angelegt, heraufgeklettert in seiner Gärtnerkleidung, und während er die schlanke Gestalt, selbst wie

ein jugendlicher Baum, anmuthig hin und wieder wiegte, flüsterte er mit einschmeichelnder Stimme: Nun endlich, o Ihr holden, schönen Mädchen, gelingt es mir, Euch in der Nähe zu sehen! Ihr holden Rosen! die Ihr einsam hier verblühen solltet! — Nein! dank sei es der Macht der Liebe, die mich alle Schwierigkeiten besiegen lehrte; gebt mir nun eilig den Schlüssel zu Eurem traurigen Heiligthume! da mir die Eisengitter hier den Zugang wehren.

Und seine Augen blickten dabei so reitzend, daß es schien, als ob sie wenigstens den Eingang zu den Herzen finden müßten.

Reinholde hatte sich zurückgewendet, und, ihr Gesicht in ihre beiden Hände bergend, stürzten reichliche Thränenströme vor ihr nieder; Schönhilde aber, ganz bezaubert von der Schönheit und dem reitzenden Wesen des Fremdlings, hatte sich mit ihm in ein flüsterndes Gespräch eingelassen, und nach einigen von ihm bald widerlegten Einwendungen, versprach sie ihm, daß sie zusehen wolle, den Eingang zu eröffnen, wenn ihre Schwester, welche über die Maaßen bedenklich sei, sich auf den Abend zur Ruhe begeben haben werde. Er solle sich dann nur an der Thür des Thurms einfinden.

Der frohsinnige Bewerber ließ sich mit dieser Zusage befriedigen, und schied auf

Wiedersehen in der schönen abenteuerlichen Stunde.

Schönhilde war nun den ganzen Tag über sehr vergnügt, und kümmerte sich wenig um die heimlichen Thränen ihrer armen Schwester; sie dachte nur auf alle die schönen Reden, womit sie diesen Abend die Huldigungen des reizendsten der Männer erwiedern, und an den vortheilhaften Anzug, den sie heute nachlässig scheinend und doch gesucht anlegen wollte.

Reinholde hätte vielleicht, bei ihrer gewöhnlichen zärtlichen Sorgfalt für ihre Schwester, etwas von ihrem thörichten Anschlage erfahren können; allein dießmal war es ihr wohl zu verzeihen, wenn sie weniger auf sie achtete, da sie so sehr in eigenen Gram versunken war. Sie suchte sich nur desto eifriger mit Arbeit zu beschäftigen, um ihn dadurch unwirksamer zu machen. Als nun jetzt die Abenddämmerung kam, und sie an Fortsetzung ihrer Arbeit hinderte, Schönhilde aber so eifrig mit Suchen in ihrem Putzwerk beschäftigt war, daß sie gar nicht mit ihr sprechen konnte; da ging die stillbekümmerte Reinholde auf kurze Zeit hinab in ihr kleines, beschränktes Gärtchen, um freie Luft zu schöpfen, weil ihr die Aussicht aus dem Fenster jetzt auch verwehrt war durch die Furcht

vor dem frevlen, ihr nur zu gefährlichen Fremdlinge.

Hier, zwischen den beschützend hohen Mauern, strich zwar die Luft weniger frei und kühlend, und fiel der letzte verblühende Abendschimmer nicht mehr freundlich herein, doch war sie wenigstens gesichert, daß kein verwegener Blick in ihre fromme Stille fiel.

Allein auch hierher sollte sie die schmerzlich reizende Gefahr verfolgen! Jenseits der hohen Mauer vernahm sie jetzt schmelzende Lautenklänge, die ausdrucksvoll zu ihr herüber schwebten, und unterschied deutlich die nachfolgenden Worte von einer bewegten Männerstimme gesungen:

Endlich hab' ich dich gefunden,
Dich, nach der mein Leben rang!
Ach! da hält mich streng gebunden
Ein geheimer, finstrer Zwang!

Und dich bergen feste Mauern
Vor der treuen Sehnsucht Blick;
Nur in hoffnungslosem Trauern
Grüß' ich meiner Jugend Glück.

Liebend mit Gesang umgeben
Durft' ich ehmals deinen Sinn;
Doch aus meinem armen Leben
Schwand auch dieser Reitz dahin.

Da ich wieder dich gefunden,
Soll mit weicher Töne Flehn,
Noch, wie sonst, in stillen Stunden
Dich mein leiser Flug umwehn!

Diese flücht'gen Augenblicke,
Wo ich scheine was ich bin,
Wie mich deine Näh' entzücke,
Ach wie sind sie schnell dahin!

Doch ob auch kein Lenz erfreue
Meine dunkle Lebenszeit,
Meines Herzens tiefe Treue
Sei doch ewig dir geweiht!

Reinholde war im Innersten durchdrungen von den Tönen und Worten dieses rührenden Gesanges, dessen räthselhaften Inhalt sie gleichwohl nicht zu deuten mußte. Sie mußte unwillkührlich an den schönen Geliebten denken, obwohl seine leichtsinnigen Lieder und Handlungen keineswegs zu dem Tone dieses Liedes zusammenstimmten. Ihr Herz antwortete dem Sänger, und wie gern hätte es auch ihr Mund gethan! allein die rührenden Bitten ihres scheidenden Vaters waren doch mächtiger, als die mächtige Leidenschaft, welche sie zu dem schönen Unbekannten zog. Seufzend ging sie zurück nach ihrem Zimmer, da rief ihr Schönhilde schon entgegen: Ach, gut daß du kommst, Schwesterchen! Ich bin heut Abend so erstaunend

müde; wir wollen uns doch zeitig niederlegen! Und aus Gefälligkeit willigte die gute Reinholde ein, ob es gleich noch sehr zeitig war; sie meinte ihrer Schwester Schlaf zu stören, wenn sie allein aufbliebe. So legten beide sich zur Ruhe.

So müd Reinholde aber auch war, so konnte sie doch nicht einschlafen, theils von der innern Unruh' über das Vorgefallene, theils von einer ängstlichen Ahnung gequält. Immer mußte sie ihre schönen, traurigen Augen wieder öffnen.

Der Vollmond war indessen aufgegangen, schien durchs Fenster in das jungfräuliche, stille Gemach, und schmückte es mit hellen Silberblumen aus; er schien durch die weißen reinlichen Vorhänge, welche Reinholdens Lager umgaben, wie durch ein duftiges Gewölke um ein unschuldiges Kind.

Da war es Reinholden, als höre sie ihre Schwester leis durch das Zimmer nach der Thüre schleichen; sie blickte hin, sie rief sie, doch vergebens, und nun glaubte sie sich getäuscht zu haben, und wollte Schönhildens Schlummer nicht stören.

Allein jetzt hörte sie ganz deutlich unten an der Thür den Eisenriegel aufschieben, welcher

nächst dem Schlosse den Eingang schützte; da flog ein Todesschreck durch ihre Glieder; sie warf schnell ein Gewand um sich und eilte die Stiegen hinab.

Doch ach! es war zu spät! schon war die Thür geöffnet, schon war der schöne Abenteurer eingedrungen, und befand sich bereits mit Schönhilden in traulichem, liebkosendem Gespräche.

Angstvoll bebte Reinholde zurück, und wandte sich unwillkührlich zu fliehen. Allein der kühne Fremdling hatte sie schon bemerkt, und da ihm ohnehin viele Eroberungen lieber waren, als eine, überdieß Schönhildens unbedachtes Entgegenkommtn ihm den Reiz der Schwierigkeit entzog, so flog er, leicht wie der Wind, an der betroffenen Schönhilde vorüber, und hatte, ehe sie es sich versah, die bange Reinholde überholt, und ihr den Rückweg nach der Treppe abgeschnitten.

O schönes Mädchen! rief er aus, und hatte sich dabei zu ihren Füßen geworfeu, du bist die Göttin, die ich lieb' und suche.

Durch den geöffneten Eingang des Thurmes fiel der helle Mondstrahl herein, und streifte das schöne Gesicht des Knienden. Reinholde sah nun den zu ihren Füßen, der lang das höchste Ziel ihrer andächtigen Zärtlichkeit gewe-

sen war. Doch hatte er nicht vor wenig Augenblicken dieselben Schmeichelreden an ihre Schwester gerichtet? War er nicht der verwegene Eindringer in ihre stille Freistätte? Und mehr als dieß, die kühne Art, womit er sie zurückzuhalten strebte, womit er Wort und Blicke, und selbst Liebkosungen an sie zu wenden wagte — ihr ganzes Gefühl regte sich dagegen, diesen als den Heimlichgeliebten anzuerkennen.

Verzweifelnd blickte sie umher, und da sie keinen andern Ausweg sah, so floh sie, indem sie sich, wie von wunderbarer Kraft gestärkt, von dem Verführer losriß, hinaus in die einsame, mondbeleuchtete Gegend.

Alle ihre Stärke und Schnelligkeit aufbietend, flog sie dahin gleich einem aufgejagten Rehe, so schnell, daß sie der Jüngling, der ihr voll Eifer folgte, nicht erreichen konnte; doch hörte sie mit Todesangst seine fliegenden Tritte und sah ihn bei einer Wendung des Pfades schon ganz dicht hinter sich. Noch einmal faßte sie ihre Kräfte zusammen, und jetzt bog sie um eine Felsenecke, wo sie sich fast schon vor ihm sicher glaubte; — Ach Gott! da trat er ihr, den sie vor wenig Augenblicken hinter sich gesehen hatte, auf einmal von dieser Seite entgegen, in aller seiner Herrlichkeit, und in

der vollen, blendenden Beleuchtung der Mondenstrahlen, die, von den Felsenwänden zurückfallend, sich gleichsam zu verdoppeln schienen, um sein reizendes Bild zu verklären. Wunderbar war es, daß ihr auch seine Gestalt noch bei weitem höher vorkam; auf seinem schönen jetzt hellbeleuchteten Gesicht erblickte sie einen Ausdruck von Hoheit, von Milde, und zugleich von Ernst, den sie bisher gar nicht an ihm gesehen hatte.

Mit unendlicher schmerzlicher Sehnsucht schien es sie zu ihm hinzuziehen; doch ihre Tugend siegte; mit heißem Schmerz wandte sie sich, zu fliehen.

Da rief er mit einem Tone, der durch ihr tiefstes Leben drang: O! fliehn willst du vor mir, du holde, himmlische Geliebte meiner Seele, du, die ich lang gesucht! was that ich dir, daß du mich fliehen willst?

Es war, als ob sie von dem Leben scheiden sollte, mit dem Scheiden von dieser holden Stimme; doch blieb sie standhaft, und wandte sich schnell zur Flucht: da, wie durch Zaubermacht, trat er ihr plötzlich noch einmal entgegen, im raschen Laufe um den Felsen lenkend.

Erschrocken blickte sie zurück; und zweimal sah sie jetzt den geliebten Gefürchteten; denn

auch er mit der süßen Stimme und dem holden, bittenden Blicke stand dicht hinter ihr, während der eben angekommne mit glühenden, vom Laufe erhitzten Wangen, mit seiner gewöhnlichen Kühnheit die Arme nach ihr ausbreitete, indem er rief: Hab' ich dich endlich, schöne Beute? Nun sollst du mir nicht mehr entfliehen, du scheues, flüchtiges Reh!

Halt! rief der Andere, schnell dazwischen tretend, willst du gewaltsam diesen Preiß erringen, so kämpfe erst mit mir!

Und in dem Augenblicke fuhr sein ritterliches Schwert hellklirrend aus der Scheide; doch auch sein kühnes Ebenbild stand ihm an Muthe nicht nach, auch sein Schwert flog in demselben Augenblicke raschfreudig durch die Luft, und beide Klingen funkelten nun im Mondenlichte todfordernd gegeneinander, und beide schöne Angesichter, mit so verwandten, vielmehr mit völlig gleichen Zügen, blickten einander mit zornblitzenden Augen an.

Geblendet, wie durch Zauberspiel, in Angst und Furcht und Zärtlichkeit getheilt, stand Reinholde einige Augenblicke, und blickte, gleichsam Rettung flehend, zum Himmel auf. Da war es, als ob sich eine weiße duftige Wolke vom zarten, den Mond umschwimmenden Gewölke lößte, und

herab auf die Erde schwebte. Und eh' noch Blut die Glieder der entrüsteten Kämpfer färbte, ließ sich auf dem Kampfplatz ein weißer, blendender Wagen herab, von zwey silberhellen Schwänen gezogen; daraus stieg die mächtige Zauberin, welche dem Vater der Mädchen die wunderbaren Harfen gegeben hatte.

Haltet ein! rief sie mit mildem, aber zugleich gebietendem Ton, indem sie ihren, mit Lilien umwundenen Scepter zwischen die todfunkelnden Schwerter neigte, soll Bruderblut Eure durstenden Klingen tränken?

Und augenblicklich senkten die beiden Kämpfer ihre Schwerter, und blickten, überrascht und ehrfurchtsvoll erwartend, nach der blendenden Erscheinung, während Reinholde wieder Athem schöpfte, als ob ihr eine Felsenlast von dem Herzen genommen wäre, und freudig hoffend zu der hohen Fremden aufsah.

Auch Schönhilde war unterdeß hinzugekommen; nicht sowohl Besorgniß um ihre Schwester, als der Wunsch, unter diesem Vorwande einmal der lang gewünschten Freiheit zu genießen, hatte sie in das Feld gelockt.

Mit Wohlgefallen ruhten die Blicke der Fremden auf Reinholden. Der Zauber ist gelößt, sagte sie, gelößt durch dich, du reines,

holdes Kind! Wisse, diese schönen Jünglinge sind Brüder, Zwillingsbrüder, von der Natur durch eine seltne, bewundernswerthe Ähnlichkeit bezeichnet. Sie sind die Erben einer mächtigen Herrschaft. Allein durch einen bösen Zauber war ihre Jugendzeit getrübt; Selenio dort, er mit dem edeln, stillen Ernste in den anmuthigen Zügen, war bestimmt, die Hälfte des Tags in einen Hänfling, Cephirio, dort jener leichtsinnige Wildfang, in einen Schmetterling verwandelt umher zu flattern; die andere Hälfte aber, jeder getrennt von dem andern, in einer Felsenhöhle zu verschlafen. Nur wenige Stunden des Jahrs war es ihnen vergönnt, in ihrer eigentlichen Gestalt zu erscheinen, und zu handeln; du weißt wie Cephirio diese Stunden angewandt hat. Der Bannspruch aber lautete: Nur, wenn ein ganz schuldloses Mädchen, von tiefster Leidenschaft für sie entflammt, standhaft genug in ihrer Tugend wäre und sie unerschüttert zu fliehen, sollte das Zauberband gelößt seyn. Du schuldlose Reinholde, du hast das Lösungswerk vollbracht! Und in mir, welche man die Schwanenfürstin nennt, sieh die Belohnerin weiblicher Tugend und Güte. Dein Mitleid für den armen Hänfling, als du den kleinen, blutenden Sänger vor dir sahst, dem der Pfeil eines Jägers den Flügel verwun-

det hatte, zog dich zuerst zu dem Anblicke des schönsten Mannes, die Stunde seines Schlafs hatte geschlagen, und zwang ihn gebieterisch zurück in seine Felsenhöhle. Der Vogel nahm wieder die menschliche Gestalt an, in welcher du ihn sahst, doch der verhüllende Mantel hinderte dich, seinen verwundeten Arm und dadurch den Zusammenhang des Zaubers zu entdecken. Schönhilde hätte damals lieber den Schmetterling Cephirio verfolgt, der ihr nach seiner Art leicht und scherzend verschwand. Sie sind nun beide frei und werden ihre Gestalt nie mehr verlieren.

Die beiden Brüder hatten voll Erstaunen die Rede angehört; jetzt ergriff sie das Gefühl ihrer Befreiung mit freudiger Gewalt, und beide stürzten zu Reinholdens Füßen, um ihrer Retterin zu danken. Doch nur auf dem edeln Selenio ruhten ihre feuchten Blicke mit warmer, erwiedernder Zärtlichkeit. Indem vernahm man ein frohes Getön aus dem Thale. Der frühe Sommermorgen war schon angebrochen, und glänzte rosig zwischen den Bergen herein. Da klang aus einem Felsgrunde heller Trompetenschall herauf, und bald schimmerten blanke Rüstungen im ersten Morgenstrahle, und wohlbekannte Waffenzeichen winkten. Der edle Graf kam aus dem Kriege wieder.

Nun war ein jubelvolles Wiedersehen zwischen ihm und seinen geliebten Kindern; er schloß sie immer wieder in die Arme, nachdem er seine hohe Freundin ehrfurchtsvoll und auch die beiden jungen Fremden höflich begrüßt hatte. Die Freude, seine Kinder lebend wieder zu finden, überwog in den ersten Augenblicken bei dem guten Vater jeden andern Gedanken; erst später fiel es ihm auf, daß er sie, so ganz wider seine Vorschrift, außerhalb des Thurms und im freien Felde antraf. Seine Freundin gab ihm deshalb eine flüchtige Erläuterung, und rieth ihm, nur den Zug ungehindert bis zu dem Thurme fortzusetzen, wo er schon weitern Aufschluß erhalten werde.

Alle brachen dahin auf, und als sie in dem Thurm angekommen waren, begrüßte erst der gute Vater mit Rührung den einsamen Aufenthalt, der seine Lieblinge so lang geborgen hatte, dann verlangte er die kostbaren Harfen, die Zeugen ihrer Tadellosigkeit, zu sehen.

Bescheiden freudig hohlte Reinholde die ihrige, die unversehrt und glänzend war, so wie sie selbige erhalten, während Schönhilde langsam und verlegen zurück kam, und die zersprungenen Theile der ihrigen mit einem Schleier umhüllt hatte.

Und wo hast du deine Harfe? fragte die Schwanenfürstin streng, und ihr leuchtender Blick durchdrang augenblicklich die Hülle. Freilich, sagte sie dann zu der betretnen Schönhilde, freilich eine Jungfrau, welche so leicht die Bitten eines trefflichen Vaters vergißt, und der verführerischen Schmeichelei so leicht den Eingang ihrer frommen, sichern Freistatt eröffnet, kann ein so zartes Unterpfand nicht aufbewahren. Ihr habt Euch beide Euer Schicksal selbst gewählt.

Die Jünglinge hatten, in der Ehrerbietung, welche ihnen die Gegenwart des alten Helden, und vorzüglich der mächtigen Schwanenfürstin einflößten, vor welcher selbst der ausgelaßne Cephirio eine ungewöhnliche Scheu empfand, noch nicht von ihren Empfindungen zu sprechen gewagt; nur in beredten seelenvollen Blicken hatten Selenio und Reinholde einander ihre Liebe gestanden. Die mächtige Geisterfürstin ward ihre Vermittlerin, und der Vater gab mit Freuden seine Einwilligung. Dem schönen Schmetterling Cephirio und der leichtsinnigen Schönhilde blieb nichts übrig, als zu einander zurückzukehren.

Das, sprach die Schwanenfürstin zu Schönhilden, wirst du dir nun freilich müssen gefallen

lassen, daß er von einer Blume zu der andern flattert!

Du aber, wandte sie sich zu Reinholden, die hold erröthend, leuchtend in ihrer schüchtern liebenden Seligkeit, an der Seite des entzückten Geliebten stand, du trägst die Sicherheit unwandelbaren Glücks in deinem Herzen, denn wahre Lieb' und Tugend sind untrennbare, himmlische Geschwister!

VI.

Das Pyrenäenthal.

Novelle.

In der Gegend von Saint Beat, am Fuße der Pyrenäen, wissen die Hirten noch eine rührende Geschichte aus frühern Zeiten zu erzählen, und singen dazu mit ihrer kunstlos anmuthigen Stimme das nachfolgende kleine Lied:

Lieb' ist schön wie Morgenröthe,
Die den dunkeln Raum belebt!
Lieblich, wie des Hirten Flöte,
Die an sanfter Lippe schwebt!

Mächtig zieht Natur die Seele
Zu dem liebsten, zweiten Ich,
Aber heil'gere Befehle
Regen früh im Innern sich.

Weh' dem Herzen, das von Schimmer
Und von Glut der Liebe spricht,
Glüht in seinen Schlägen nimmer
Dankbar fromme Kindespflicht.

Eh' uns die gewalt'ge Liebe
Noch zu Lust und Schmerz bewegt,
Hat mit großmuthsvollen Triebe
Schon uns Aelterntreu gepflegt.

Die Bewohner der Pyrenäen haben von jeher ein liebenswürdiges Volk ausgemacht; und nur die guten Eigenschaften der beiden Völker in sich vereinigt, zwischen welchen sie den Übergang bilden, die Anmuth, die lebhafte Weichheit des Gefühls der Franzosen, mit der spanischen Festigkeit und Würde; den unerschrockenen Muth aber von beiden. Mit eben der Kühnheit, mit welcher sie den Gemsen auf ihren toddrohenden Klippen nachklimmen und die Wölfe aus ihren Höhlen fordern, würden sie auch jeden feindlichen Angriff erwiedern, der es wagte, in ihre harmlos freien Thäler zu dringen. So sind sie jetzt, und so waren sie in den fernen Zeiten, in welche die nachfolgende Geschichte fällt.

In einem einsam schönen Thal der Pyrenäen, auf altem, ritterlichem Schlosse, lebte der Graf Lafond, Herr von Saint Beat, mit seiner einzigen Tochter Adelaide, — auch Adelinde von den Hirten des Gebirgs genannt. Vor kurzem erst war er dahin zurückgekehrt, lang hatte das Geräusch der Schlachten ihn von der guten Heimath fern gehalten, der Schlachten, in denen sein tapferer, aber unglücklicher König, Franz der Erste, die blutigen Waffen mit seinem mächtigen Gegner maß, und wo ein großer Theil der französischen Helden-

tugend, wo selbst der Stern der Ritterschaft, der edle Bayard, untergegangen war.

Graf Raimond Lafond, Herr von St. Beat, war einer der wackersten Kriegsanführer des ritterlichen Königs, und hatte alle seine Kriege treulich mit gefochten, die freilich oft mehr die Entwürfe eines schwärmerischen Rittersinnes, als Pläne überlegter Klugheit seyn mochten.

Als nach der mörderischen Schlacht von Pavia ihm und den Seinigen die Waffen aus der Hand gerungen waren, und die noch Lebenden zu ihrer Heimath zurückkehren durften, suchte auch Graf Raimond von St. Beat sein altes Stammschloß wieder auf. Er hatte, als er es zum letztenmale sah, eine theure Gemahlin und eine Tochter, noch im Kindesalter, dort zurückgelassen. Schon mehrere Jahre war es, seit er die Nachricht von dem Tode seiner geliebten Beatrix erhalten hatte. Die junge Adelaide war nun in der Obhut einiger bejahrter Dienstleute geblieben. Die weite Entfernung, und noch mehr die Beschäftigungen des Kriegs, an welchen er mit ganzer Seele hing, hatten den Grafen von seinen häuslichen Angelegenheiten abgezogen; jetzt erwachte die Liebe für sein Kind mit allem Feuer seines lebhaften Gemüths; er eilte auf sein Schloß, und war ent=

zuckt, als er das Kind, das er verlassen hatte, nun zur lieblichen Jungfrau herangewachsen fand.

Sie war noch Kind nach der Unschuld ihres Gemüths und ihres ganzen Wesens, ob sie gleich siebzehn Jahre zählte; allein ihr Körper war vollkommen ausgebildet, und auch für die Bildung ihrer Seele schien ihre vortreffliche Mutter das Möglichste gethan zu haben, bis sie der Tod von dieser schönen Pflicht abrief.

Mit dieser nur zu früh Verlornen glaubte der Graf eine ungemeine Ähnlichkeit in Adelaidens Zügen zu entdecken, was ihn nun noch mehr zu dem holden Kinde hinzog; er schloß sie tausendmal in seine Arme, und betrachtete sie dann wieder gerührt, entzückt, und selbst beschämt; denn gutmüthig und zartfühlend, wie er war, empfand er wohl einen lebhaften Vorwurf, sich so lange nicht um sein einziges Kind bekümmert zu haben; er hätte sie nun geschwind selbst noch erziehen wollen! Indeß war es doch gut, daß dieß bereits geschehen war: der rasche Eifer erkaltete bald; die stille Häuslichkeit, von der er sich vor kurzem erst ein so reizendes Bild entworfen hatte, war nicht Sache für sein unruhiges Gemüth; es litt ihn nicht lang in den beschränkten Zimmern und Sälen seiner Burg;

selbst Adelindens sanfte Lautenklänge hielten ihn nicht zurück, so gern er sie zuweilen hören mochte; und da er nicht mehr mit Feinden kriegen konnte, so suchte er zum mindesten das Wild in seinen Bergwaldungen auf. Von frühem Morgen an, zog er gewöhnlich aus, in die frischgrüne Waldnacht, und weckte durch den Klang der Hörner das Echo in den Felsen des Gebirgs, wo es viele Jahre lang geschlafen hatte.

Adelaide stand indeß mit ihrer Laute auf dem Balkon, wo die schönsten Blumen und blühende Orangen und Granatbäume sich duftend über ihr zusammenwölbten. Sie blickte hinaus auf die himmlisch schöne Landschaft; zuweilen stieg sie auch hinab in den blumichtfunkelnden Garten, oder irrte wohl selbst hinaus über Wiesen und Fluren. Ihr Vater durfte ihrentwegen nicht in Sorge seyn; denn rings um diese schöne Einöde war weder Stadt, noch Schloß, noch Dorf, und ruhig durfte die holde Rose im Verborgenen blühen.

Dem Grafen aber fing selbst die Gesellschaft seiner Hirsche, Eber und Wölfe an zu langweilig zu werden, als ihn eben zu rechter Zeit der Besuch seines Herzensfreundes, des Grafen Godefroi von Montmorency, erfreute. Sie waren Waffenbrüder; hatten alle die zuletzt

überstandnen Gefahren gemeinschaftlich bekämpft, und mußten daher einander gleich willkommne Gesellschafter seyn.

Graf Godefroi, sich eben so wohl sehnend, als Raimond, die jetzt so thatenlose Zeit hinweg zu täuschen, auch wohl den innern Unmuth darüber zu beschwichtigen, war gekommen, um einige Monden bei seinem Freunde zuzubringen; ihn begleitete sein Sohn, der junge Ritter von Saint Ange, der ebenfalls schon einen Theil der Feldzüge unter Bonnival und dem tapfern Bayard mitgemacht hatte.

Ritter Balduin von St. Ange schien ein ganz würdiges Gegenbild zu der holden Adelaide; anmuthig von Gestalt und Zügen, trug er auch alle die Eigenschaften an sich, die einen Ritterjüngling ehren, bei ihm noch von einer einnehmenden Bescheidenheit erhöht. Er sah Adelaiden, er brachte Stunden, Tage mit ihr zu, und — — sein noch unbefangnes Herz war ihr unwiderruflich zugewandt.

Auch auf den edeln Montmorency machte das reizende Naturkind einen sehr vortheilhaften Eindruck; ihr reges, lebhaftes Gefühl, die Blitze des Geistes und der Einbildungskraft, die bei ihr den Mangel einer vollendeten Erziehung schön ersetzten, und vor Allem der Ausdruck

holdester Kindlichkeit, der ihr ganzes Wesen bezeichnete. Raimond wünschte sich fast Glück, nicht mehr für ihre Erziehung gethan zu haben.

So war die Gesellschaft wohl geordnet; und während die Väter zusammensaßen, sich von den Vorfällen des letzten Feldzugs unterhielten, und durch den leichten und feurigen Wein ihres Landes die lebhaftesten Gemüther nur noch mehr aufregten, saßen der Jüngling und das Mädchen in einer andern Ecke des Saals, und ergötzten sich unbefangen an traulichem Gespräch, fast anzusehen, wie ein paar liebende Geschwister. Zuweilen stimmten sie auch ihre Lauten gegen einander, und Balduin, der sie mit nicht weniger Anmuth und mit noch größerer Kunst zu rühren wußte, lehrte Adelaiden manche kleine Vortheile des Spiels, und knüpfte dadurch noch ein neues freundliches Band zwischen sich und der holden Freundin an.

Ein Blick auf das fröhliche Paar unterbrach zuweilen die glücklichen Väter in ihrer Lieblingsunterhaltung; doch bald riß diese sie aufs neue fort. Sie waren oft derselben Meinung, doch Montmorency weit gemäßigter, weit besonnener und gerechter, als sein aufbrausender Freund.

Die Sage meldet nicht, ob er derselbe Montmorency war, welcher zehn Jahr später an der

der Rhone die Heere Karls des Fünften überwand; so viel ist sicher, daß er, so wie jener, Weisheit mit Tapferkeit zu einen wußte. In der Erbitterung gegen die Spanier stimmten zwar beide Freunde überein, da sie wohl beide oft im hartnäckigen Kampfe die Wuth und Stärke der kastilianischen Krieger empfunden haben mochten, doch auch hierin bewährte Godefroi seine Mäßigung.

Kaiser Karl der Fünfte hatte eben damals seinem unglücklichen, gefangenen Gegner Bedingungen vorgelegt, durch welche Frankreich ohnfehlbar zu Grunde gerichtet worden wäre, und mit großmüthigem Rittersinn hatte sich Franz der Erste entschlossen, lieber in ewiger Gefangenschaft zu bleiben, als seine Freiheit um so hohen Preiß zu kaufen, als eine tödliche Krankheit des Gefangenen den Überwindern rieth, eher den Lösungspreiß herabzustimmen, als ihn vielleicht ganz zu verlieren. Jener Entschluß des Königs gab indeß seinen treuen Rittern reichhaltigen Stoff zur Unterhaltung. „Nein, hat man je einen edlern Entschluß erlebt?“ rief Montmorency in feuriger Begeisterung aus — „Um des Glücks seiner Unterthanen willen hat er sich — o zu mehr, als Tod! zu ewiger Gefangenschaft verdammt!„

„„O es ist herrlich! ganz eines Frankenkönigs würdig!““ rief St. Beat.

„Und was sagst du zu jenem Karl?“ fing Montmorency wieder an, „er will so groß seyn, ist das groß für einen Sieger?“

„„Groß? groß?““ wiederholte Raimond unwillig —

„„Bloß der Tyrann der Welt möchte er werden! — und seine Spanier — sie wollen die Schergen der ganzen Erde seyn!““

„Ha! wenn ich an Pavia denke!“ rief Montmorency schmerzlich aufgeregt — „an unsere schönen hingeopferten Kriegerschaaren! die Blüthe unserer Jugend!“

„„Schon an Milano! Genua!““ rief Raimond.

„Aber sei ruhig Bruder,“ sprach Godefroi nach einigem Schweigen, — „die Frankenschwerter rosten noch nicht in der Scheide.“ —

„„Und dann!““ rief Raimond — „o dann! — Bruder, du kennst mich nicht für unmenschlich, aber — keinem Spanier Gnade!““

„Raimond!“ rief Godefroi mit einem ernsten Blicke — „erkenn' ich hierin den Ritter von St. Beat? den Abkömmling großmüthiger Ahnen?“

Eine, ihn ehrende Röthe überflog bei diesen Worten Raimonds männliches Angesicht, und er reichte dem Freunde schweigend die Hand.

„Auch ist es nicht an dir, mein Bruder,“ sagte Godefroi mild, „die Spanier so allgemein zu hassen! wenn du des Bösen denkst, willst du des Guten dabei ganz vergessen? und denkst du nicht mehr jenes alten spanischen Ritters, der dich bei Genua vor einer überlegnen Schaar der Seinen schützte?“

„„O du hast Recht, mein Freund!““ rief Raimond feurig; „„Schande mir, wenn ich das je vergessen könnte! Er war mein Schutzgeist in dem fürchterlichen Augenblicke! Er selbst emfing einen Schwerdtstreich von der wüthenden Schaar, die mich schon kraftlos Blutenden umringte. — Du, du hiebst dich mit den Unsern zu mir; ihn entführten die Seinigen von der andern Seite; allein im Scheiden sah ich noch sein edles Antlitz; — denn seine Leute hatten ihm den Helm gelößt — sah, wie sein Blut über die schon ergrauenden Locken herabrann! — O Gott, wie sehnlich habe ich immer gewünscht, ihm je den Dank ausdrücken zu können, der tief und glühend meine Seele für ihn füllt!““ —

„Nun also, theurer Raimond?“ — sagte Godefroi. —

„„Ja für ihn,““ rief Raimond wieder einlenkend, „„für ihn wollt' ich mein Leben geben! deß sei mir Gott Zeuge! aber glaube mir, er ist der Einzige, den ich so milden Sinns getroffen habe! — die Andern — es ist wahr, sie kämpfen eisernen Arms, aber bei Gott! sie haben auch das Herz von Eisen.““ —

Mit solchen Gesprächen verkürzten sich die unbeschäftigten Krieger die Zeit; Montmorency hatte indeß die Fortschritte bemerkt, welche die Leidenschaft im Herzen seines Sohns gemacht hatte, und da Adelaide seine Gefühle ganz unbefangen zu erwiedern schien, so sah er keine Ursache, eine Verbindung länger aufzuschieben, die so völlig nach seinen Wünschen war. „Balduin!“ sagte er eines Tages, als er mit dem jungen Ritter allein war, „mich dünkt, du hast mir etwas zu vertrauen; sprich aufrichtig, mein Freund! — Du weißt, ich habe dich stets als einen solchen behandelt!“

„„Und was, mein theurer Vater?““ erwiederte Balduin erröthend. „„Gewiß, ihr dürft offen in meiner Seele lesen!““

„Nun denn!“ rief Montmorency, „so sage mir aufrichtig: Liebst du Adelaiden von St. Beat?“

„„O bis zum Sterben! theurer Vater!““ rief St. Ange, und warf sich, überwältigt von innigem Gefühl, an die Brust seines Vaters.

„Und glaubst du, mein Balduin,“ frug der Vater gerührt, „daß sie deine Gefühle theilt?“

„„Ich hoffe es, mein Vater, ob ich gleich noch kein förmliches Geständniß wagte; — ich wußte nicht, ob Ihr — ob auch Adelaidens Vater — —“

„Recht gut von dir, mein Sohn! und meine Einwilligung hättest du ja auf diese Weise wohl verdient. — Auch glaube ich nicht, daß Graf von St. Beat die Verbindung mit einem Montmorency ausschlagen wird.“

Mit etwas stolzer Bewegung öffnete er bei diesen Worten rasch die Thür, welche in Raimonds Zimmer führte. Es war eine kleine Aufwallung des Stolzes, auch gegen den theuersten Freund, die aber bald dem bessern Geiste der Freundschaft wieder wich: „Raimond!“ rief er mit zutraulicher Herzlichkeit, „weißt du wohl, daß ich dir hier einen Freyer für deine schöne Tochter bringe?“

Er führte dabei den Jüngling, der ihm etwas schüchtern gefolgt war, seinem Freunde entge-

gen. „Hier, mein Balduin,“ fügte er froh hinzu, „hat mir so eben rein gestanden, daß er Adelaiden bis zum Sterben liebt. Wir haben, glaub' ich, schon so etwas an den Kindern gemerkt; was meinst du nun, soll ich wohl den Freiwerber für ihn machen?“

Der Antrag ward ganz so aufgenommen, wie ihn nur Montmorency's Ehrgefühl wünschen konnte; Raimond war außer sich vor Freude, eine Verbindung knüpfen zu können, die allen Wünschen seines Herzens entsprach, und die, wie er fest überzeugt war, sein liebes Kind höchst glücklich machen mußte; denn auch ihm war das zarte Einverständniß der beiden holden Sprößlinge edler Geschlechter nicht entgangen, und sein gutes Herz frohlockte; während so viele Väter aus Entzwecken des Ehrgeitzes ihre Töchter bejahrten oder sonst unangenehmen Gatten geben, durfte er die seinige einem der liebenswürdigsten Jünglinge anvertrauen! und Einem, den ihr eignes Herz erwählte.

Adelaide ward sogleich gerufen, und erschien, wie es Allen vorkam, noch reitzender als je. „Mein Kind! — mein liebes Kind!“ — rief ihr Raimond entgegen, und konnte vor freudiger Rührung kaum sprechen; — „Ich werde dich so glücklich sehen, meine Adelaide, als

es mein Herz heiß für dich ersehnt! — Hier, dieser edle Ritter von St. Ange — er wird dein Gemal seyn!"

Theilnehmend, erwartend nach Kindesart, hatte Adelaide während dieser Rede ihm ins Gesicht geblickt; jetzt trat sie überrascht einen Schritt zurück, und sagte dann ganz unbefangen freundlich: „St. Ange? — nein! St. Ange, lieber Vater, kann ich nicht zum Gemal annehmen."

Alle glaubten, nicht recht gehört zu haben. „Wie? was sagst du, mein Kind?" — fragte der Vater, — „du wolltest einen der liebenswürdigsten Jünglinge nicht zum Gatten? Und warum? sprich! aus welchem Grunde?"

Adelaide beugte sich erröthend über die Hand ihres Vaters, und sagte etwas zögernd: „Mein lieber, guter Vater, ich habe schon einen Geliebten."

„„Wie?““ rief Graf Raimond in Hitze — „„Mädchen, willst du mich aufreitzen? — du hättest schon gewählt? und ohne deinem Vater ein Wort davon zu sagen?““

„Ach, lieber Vater," antwortete Adelaide wieder mit ihrer gewöhnlichen unschuldigen Treuherzigkeit — „ich hätte dir gewiß alles gern

erzählt, allein du hast ja nie mit mir so etwas Näheres gesprochen."

Raimond fühlte, bei diesen ganz absichtlos gesprochenen Worten, wieder lebhaft den innern Vorwurf, sich so wenig um sie und um Alles, was ihr eigenstes Wesen betraf, bekümmert zu haben, und etwas verlegen fing er mit gemildertem Ton aufs neue an:

„„Aber sage mir, Adelaide, — in dieser abgezognen Einsamkeit, wie hast du nur irgend eine Bekanntschaft machen können? Kein Ritterschloß ist weit und breit in die Runde zu sehen! — Und wer ist, den du dir erwählt, und wie heißt er?""

Ganz unbefangen erwiederte Adelaide, als ob sie gar nichts Auffallendes sage: „Er ist ein Schäfer aus den Pyrenäen und —" Balduin ward bleich und stürzte aus dem Zimmer; sein Vater folgte ihm besorgt.

„Und heißt Pedro," fügte Adelaide hinzu, ohne daß ihr das Weggehen der Ritter auffiel.

„„Also wohl gar ein Spanier, unnatürliches Kind,"" fragte der Vater mit bebenden Lippen.

„Ein Spanier?" wiederholte Adelaide, sich besinnend — „ja wohl ein Spanier ist er."

Graf Raimond hatte sich halb sinnlos auf seinen Sitz zurückgelehnt. Adelaide sah wohl die furchtbaren Blitze des Zorns in seinen Augen aufflammen, allein, da er sich mit Gewalt zu fassen suchte, und anscheinend gleichgültig fragte: „Und wo hast du ihn denn gesehen? so nahm sie nichts Arges daraus, und fuhr, mit der Erinnerung ihrer Liebe beschäftigt, kindlich zutraulich fort:

„Sieh, lieber Vater, wenn ich so zuweilen einsam in unsrer Gegend lustwandelte, da liegt nicht weit von hier, ein abgeschiedenes, ganz wunderschönes Thal; — du weißt, da an den ersten Quellen der Garonne! — Dort sah ich stets den Jüngling, mit einer nur ganz kleinen Heerde, die an den Abhängen der Berge weidet. — Dort sehn wir uns auch noch fast jeden Morgen, zwei Stunden nach Aufgang der Sonne. — Stets, wenn du auf die Jagd ausgehst, mein lieber Vater, benutze ich diese Zeit, wo ich nicht bei dir seyn kann, um meinen treuen Freund zu sehen. — Wir kamen damals ins Gespräch zusammen; und da er stets so edel sprach, und so tugendhaft, — eben so edel, als er schön ist! — und er ist sehr schön! — sieh Vater, wie die Abendröthe dort am Himmel blüht und schon zwei helle Sterne sie durchschimmern, so schimmern seine

holden schönen Augen in dem blühenden Gesicht. — Zu geben hat er mir freilich nichts, aber, ein Wunsch von mir, und das Entlegenste sucht er mir zu erringen. Oft klimmt er an den steilsten Felsenwänden empor, erreicht die Rosen, die dort blühen, und schüttelt sie zu meinen Füßen auf den grünenden Grund."

„„Ja, Rosen!““ rief Graf Raimond fürchterlich, jetzt wie aus tiefem Schlaf auffahrend, „„Rosen will ich auch ihm dort auf den grünen Boden streuen! aber Rosen aus seinem Blute!““

So wie ein Donnerschlag aus heitrer Luft ein harmlos aufgesproßtes Bäumchen trifft, so stand Adelaide betäubt, niedergeschmettert durch ihres Vaters Zorn, der jetzt in unverhaltner Wuth losbrach; sie stürzte sich zu seinen Füßen, sie badete mit tausend Thränen seine Hände, und vergieng fast in Jammer, als er schwur, daß sie ihm das Herz zerreiße und das ganze edle Geschlecht ihrer Voraltern mit Schande überhäufe. Und dennoch, einen deutlichen Begriff begangenen Unrechts konnte sie nicht fassen; sie hatte wohl vom Unterschied der Stände sprechen hören, allein nur oberflächlich war dieser Gegenstand an ihrem Geiste vorübergestreift; ihre fromme demüthige Mutter hatte ihr stets gesagt, daß nur Tugend und Frömmigkeit die

Menschen ehre und zu Gott erhebe, vielleicht mit Absicht die kindliche Unerfahrenheit des Mädchens schonend, und die Belehrungen nothwendiger Lebensweisheit für höhere Jahre sparend, wo sie aber der Tod von ihrer armen Zöglingin trennte.

Auch von dem äußern Glanz der höhern Stände hatte Adelaide nichts gesehen; während die eiteln Ritterdamen jener Gegenden sonst oft mit prächtigem Gefolg auf reichgeschmückten Zeltern zur Jagd zu reiten pflegten, selbst in Abwesenheit ihrer Gemahle oder Väter, saß Gräfin Beatrix, sie, die von deutscher Gränze stammend, auch die Sitten ihres Landes mitgebracht hatte, in frommer Häuslichkeit daheim mit ihrer Tochter, bei schnellfliegender Spindel oder höchstens bei frommen Lautenklängen, worinnen sie das Mädchen unterrichtete, und durch welche sie sich allein die lange Trennung von dem theuern Gemal zuweilen zu erheitern vergönnte.

Nach dem Tode der treuen Mutter blieb Adelaide eine Zeitlang nur dem Schutze ihres guten Geistes überlassen; als ihr Vater auf seine Burg zurückkam, erhielt sie zwar einige Vorstellungen von dem wirklichen Leben, doch da war die gefährliche Bekanntschaft schon gemacht, die, ihr selbst unbewußt, so tief und fest in ihrer Brust

Wurzel gefaßt hatte. Das Glück, sich beinah jeden Tag zu sehen, traulich, zärtlich mit einander zu sprechen, gnügte den unbefangnen Liebenden; und da die Unstätheit des Vaters Adelaiden selbst die Gelegenheit raubte, ihm ihr Geheimniß aufrichtig zu gestehen, so hing sie, unbesorgt und nicht im mindesten der Zukunft denkend, der reitzenden Gewohnheit nach. Auch Balduins Ankunft unterbrach sie nicht darin; für ihn fühlte sie ganz das, was sie für einen Bruder gefühlt haben würde, hätte der Himmel ihr einen geschenkt. Erst der Antrag des Vaters, und nachher der Schmerz, dem Geliebten entsagen zu sollen, brachte Klarheit und Reife in ihre bisher unverstandnen Gefühle.

Der Anblick ihres lebhaften und aufrichtigen Schmerzes fesselte wider seinen Willen den Zorn des aufgebrachten Vaters; er konnte sich nicht von ihr losreißen, und fast hätte sie ganz über sein Herz gesiegt. Als er fortfuhr, von Schimpf und Rache und Blut zu sprechen, da schlug sie auf einmal freudig die wunderschönen, thränennassen Augen zu ihm auf, und rief mit aller Kraft und Wahrheit natürlichen Gefühls: „Mein Vater! wenn du sagst, die Ehre fordert Blut, o so senke deinen Stahl in meinen Busen! — dann darf Pedro leben, und tausendmal will ich dich segnen, und noch sterbend deine wohlthätigen Hände küssen!“

Mit einem unaussprechlich rührenden Ausdruck legte sie hier die Hand auf ihre zarte, reine Brust, gleich, als wolle sie die Stelle bezeichnen, welche der Stahl durchbohren solle.

Kämpfend mit widerstreitenden Gefühlen, sah sie der Vater vor sich knieen. „Mädchen!“ — sagte er endlich — „sieh, Adelaide — ich hätte das Leben für dich gegeben! — und du! — doch! — und wie? wenn es noch möglich wäre! wenn dir St. Ange verzeihen könnte!“

„O nein! mein Vater!“ rief Adelaide mit erneutem Schmerze; „St. Ange mag auch glücklich seyn! aber — lieben kann ich nur meinen Pedro!“

„„Nun dann, Verlorne!““ rief der Vater, und sein Zorn kehrte fürchterlich zurück; — „„so geh' hin und rechne dirs selbst zu, wenn fürder kein Funken von Mitleid mehr für dich in meine Seele kömmt!““

Er riß sich wild empor, um seine tödtlich beleidigten Freunde aufzusuchen, die er in der Bestürmung des väterlichen Gefühls auf einen Augenblick vergessen hatte. Er eilte, mit ihnen den Plan der Rache zu durchdenken, die er dem Räuber seiner Ruhe und seines Glücks, dem niedrigen Verführer seiner Tochter, geschworen hatte.

Graf Raimond schien in seiner Eigenthümlichkeit beinah treu den Charakter seines ganzen Volks zu spiegeln, voll unbegreiflichen Leichtsinns oft in seinen wichtigsten Angelegenheiten, indeß er sich in die der Andern gern, und größtentheils theilnehmend thätig mischte; nicht ohne Geist, doch ohne Urtheilskraft; hochfliegend, stolz, größtentheils ohne richtige Gründe; tapfer im höchsten Grade, und auch von Natur gutmüthig und voll Ehre und Großmuth; doch oft sich hingebend den heftigsten, sich oft widersprechenden Leidenschaften. Er, der so lange Zeit sein einziges Kind fremden, gedungenen Händen überlassen, meinte jetzt, sein ganzes Daseyn nicht ertragen zu können, wenn die Tochter seine Erwartungen nicht vollkommen erfüllte.

Getheilt zwischen dem Schmerze um ihren Vater, und zwischen verzweifelter Angst über das Schicksal des Geliebten, brachte Adelaide, in ihrem Zimmer streng bewacht, die schrecklichste Nacht ihres Lebens hin. Am andern Morgen hatte sie dem Liebling eine Zusammenkunft zugesagt; und welche sollte es für ihn werden! Ihr Vater hatte geschworen, der beleidigten Ehre seines Hauses ein blutiges Opfer zu bringen.

Am Ufer der Garonne, da, wo der vielbesungene Strom, der ein romantisches Heldenland

durchfließt, nur noch als ein silberhelles Bächlein zwischen Felsen der Pyrenäen rinnt, zieht sich im Felsenschutze ein heimliches, bezaubernd schönes Thal, das die Natur recht eigen zum Zufluchtsort der Liebe geweiht zu haben scheint; hier hatte Adelaide ihren Liebling zuerst erblickt, hier waren auch die Liebenden einander jeden Tag begegnet. Heut erhob sich der verhängnißvolle Morgen, in unbewußter ruhiger Klarheit, über dem schönen Thale; der frische Blumenschmelz des Grundes lag noch thauigt im Bergschatten; und das smaragdgrüne Laub der Steinbuchen, die aus der Felswand sproßten, funkelte der hereinblitzenden Morgensonne prachtvoll entgegen.

Unter ihrem Gewölb', am Ufer der Garonne, saß der spanische Hirtenjüngling, dem es gelungen war, das Herz der reichen Gräfin von St. Beat zu fesseln. Das Laub besprach sich freundlich mit den flüsternden Wellen neben ihm; die Vögel stimmten ihre Morgenhymnen an; aber schweigend saß Pedro, das Haupt schwermüthig in die Hand gestützt. Er sollte die Geliebte heut erwarten, doch düstre Ahnungen hemmten jeden Aufflug der Hoffnung. Das, was ihm die unwissende Adelaide von ihrer Burg, von ihrem Vater erzählt hatte, war ihm schon längst beunruhigend in die Seele gedrungen. Denn

ob er gleich, wie sie, ein sorgloses Kind der Natur, in diesen Felsen herangewachsen war, so hatte er doch eine hellere Vorstellung von den Verhältnissen des wirklichen Lebens, und schien die Hindernisse zu ahnen, die für die Zukunft seiner Liebe drohten.

Als ihm nun vollends das letztemal die arglose Adelaide viel von einem schönen Ritter erzählt hatte, der jetzt auf ihrer Burg hause, und mit welchem sie oft die Laute spiele, da waren ihm die leicht gesprochenen Worte gleich Stacheln in der Brust zurückgeblieben. Im Weggehn hatte sie ihm nur noch flüchtig gesagt, sie werde ihn erst in drei Tagen wieder sehen; sie könne jetzt nicht so oft hierher kommen, so lange Balduin von St. Ange mit seinem Vater auf der Burg sei.

Er hatte damals nicht gewagt sie aufzuhalten; aber, so wie sie fern, und er allein, sich selbst überlassen war, da lernte er die, bisher noch ungekannte, Leidenschaft in aller ihrer fürchterlichen Stärke kennen. Qualen wüthender Eifersucht wurden in seinem Innern wach; er sah den schönen Ritter in ganzem, glänzend ritterlichem Schmuck, wie seine feurige Einbildungskraft ihn malte; er hörte seine süßen Lautenklänge; so süß, so wunderhold schwebten sie ihm vor, wie Harmonien der Engelchöre! De-

müthig schüchtern nahm er seine arme Flöte, und hauchte Töne in den Wiederhall, wie sie wohl jedes Ohr hätte bezaubern können; ach, ihm thaten sie nicht genug! Muthlos warf er die Flöte auf den Boden, rang die Hände, und eine Thräne glühte schmerzlich aus seinem Auge.

Jetzt war der Morgen angebrochen, an welchem er Adelaiden wieder sehen sollte; und noch ehe sich die Schneegipfel der Pyrenäen mit zarten, ätherischen Rosen kränzten, lange zuvor, ehe die Nacht aus den vertieften Thälern wich, verließ Pedro die väterliche Hütte, und trieb die kleine Heerde durch die thauigten, dämmernden Fluren, nach jenem theuren Thale. Er verlangte mit heißer Sehnsucht nach dem Wiedersehen der Geliebten, und zitterte zugleich vor dem, was er vielleicht erfahren würde. Nur zu wohl verriethen ihm unbestimmte Ahnungen, was unterdes in Adelaidens Heimathsschlosse vorgegangen war.

Schon stundenlang harte er jetzt auf der bekannten-Stelle. Die Zeit ist trügerisch für ungeduldige Erwartung: kaum war die Stunde der Zusammenkunft erschienen, und Pedro glaubte sie schon längst vorüber; hundertmal hatte er nach dem Pfade geblickt, den Adelaide kommen mußte. In einer Art von düsterm, schmerzlichen Trotze saß er, das Haupt in die Hand gesenkt,

und überließ sich ganz seinen schwermüthigen Betrachtungen, ohne auf das, was um ihn vorging, zu merken. Erst ganz nah hörte er das Geräusch kommender Tritte; allein es waren nicht die zarten, schwebenden Füßchen Adelaidens, die schüchtern kaum den Boden streiften; es war entschloßner Männertritt, der ihm durch die einsame Stille schallte.

Jetzt blickte Pedro schnell empor, und — wie er es in seinen düstern Träumen gesehen hatte, — ein Ritter eilte auf ihn zu, zweifellos, um ihm das Schwert ins Herz zu stoßen.

Entsetzt, aber ohne Furcht, als jetzt der Ritter vor ihm stand, fragte er mit der stolzen Kälte der Verzweiflung: „Wer seid ihr, Herr? und was wollt ihr von mir?"

„„Ich bin der Ritter Balduin von S. Ange"" — kam die Antwort zurück.

„Ha!" — rief Pedro mit zornfunkelnden Augen, und stand im Augenblicke mit natürlich kampfgewandtem Anstande dem Ritter gegenüber, — „so gilt es ja wohl Einen von uns Beiden?"

Der Ritter wandte sich von Pedro ab, und schien gewaltsam einen schweren innern Kampf zu kämpfen — „„Wohl jetzt wär' es der Augenblick!"" sprach er dumpf vor sich hin, aber bald schien er sich wieder über sich selbst zu er-

heben; er preßte die Hand mit einer schmerzhaften Bewegung gegen die Brust und sprach gefaßt: „„Nicht so, mein Freund! ich bin gekommen, euer Leben zu erhalten. Verlaßt aufs schnellste diese Gegend! Der aufgebrachte Graf von St. Beat hat euern Tod beschlossen.““

Nichts vermag das Erstaunen, die Überraschung Pedros zu schildern. „Wie?“ rief er ganz betäubt und verwirrt — „Ihr liebt also Adelaiden nicht?“

„„Ich liebe sie! — ja, kühner Jüngling!““ erwiederte der Ritter fest: „„und ohne dich wär' ich vielleicht nicht unwürdig gewesen, das Herz der holdesten der Frauen zu erringen; — allein du hast einen Vortheil vor mir, den alle Schätze der Erde nicht aufwiegen! einen Vortheil, für den ich gern mein Herzblut gäbe! und den dir dennoch nichts entreißen kann: das Glück, von ihr geliebt zu seyn! — — So will ich denn für sie dein Leben retten.““

Er drängte gewaltsam den Schmerz zurück, der schon aus seinen Augen brechen wollte. — „„Ja, gönne mir das einzige Gut!““ setzte er mit kämpfender Stimme hinzu, — „„wenn du an Seligkeit mich übertriffst, daß ich dich wenigstens an Liebe für sie übertreffe!““

Die Sonne leuchtete jetzt bis auf diese Stelle, und Balduin stand mit seiner himmelblauen,

flatternden Schärpe, von ihrem hellstrahlenden Glanze umflossen, vor dem staunenden Pedro. — „O nein!“ rief endlich der Jüngling mit tiefer Innigkeit — „an Liebe nicht, aber wohl an Edelmuth, o du großmüthigster der Menschen!“ und hingerissen stürzte er zu Balduins Füßen nieder.

Der Ritter hob ihn freundlich auf; gerührt betrachtete auch er den schönen, stolzen Jüngling, der fast der, ihm zur Seite rasch hinfließenden Garonne glich, dem noch kindlichen Strome, der sich, ein künftiger Held, in seiner Felsenwiege regte. Balduin fand einige Linderung darin, das zu denken, was er sich stets gesagt hatte: Adelaidens treues Gefühl habe keinen Unwürdigen lieben können.

„„Jüngling,““ sagte er nach einigem Schweigen, „„du hast gefühlt, wie ich. Kann ich dir nützlich seyn, so trau auf mich, als einen Freund.““

St. Ange drang jetzt darauf, daß Pedro die Gegend verlassen solle. Er stellte ihm die Nothwendigkeit dieses Schritts, und die ganze Lage der Dinge vor. Die entzückende Neuigkeit, von Adelaiden noch geliebt zu seyn, die Bewundrung für seinen edelmüthigen Gegner, hatten bis jetzt Pedro's Gemüth erfüllt; jetzt drang die Wirklichkeit, der Gedanke einer langen, vielleicht ewigen Trennung, mit allen ihren

Schrecken auf ihn ein, und ein Strom heftiger Thränen entstürzte seinen Augen.

„Ja!“ rief er, „ja, ich fühle es! sie wird, sie muß für mich verloren seyn! was hab' ich ihr zu bieten, als die arme kleine Heerde? und die niedrige Hütte meines Vaters? und o was bin ich, ein armseliger Hirt, gegen die Tochter eines Helden?“

„„Und eben, daß du dieß so tief empfindest,““ sagte St. Ange, ihm die Hand reichend, „„ist die sichre Bürgschaft deines höhern Werthes.““

„Und wär es nicht besser, ich bliebe?“ fuhr Pedro in seiner dumpfen Verzweiflung fort, „und empfinge den Tod von ihres Vaters Hand!“

„„Und brächst zugleich ihr Herz mit deinem?““ rief St. Ange.

„Wohlan! ich folge dir, Edelster!“ — sagte Pedro, — „aber — o um der himmlischen Barmherzigkeit willen! nur noch ein einzigesmal laß mich sie sehen, eh, ich mit meinem armen Vater auf immer diese Tiefe verlasse!“

Überraschte stand Balduin einige Augenblicke von dem, was man wohl seltsam genug von seinem Herzen verlangte; auch fühlte er, wie schwer, wie fast unmöglich die Erfüllung dieser Bitte sey; doch konnte er dem dringenden Fle-

hen seines unglücklichen, obgleich beneidenswerthen Nebenbuhlers nicht widerstehen, und beschloß, seine Aufopferung noch durch dieß letzte Schwere zu vollenden. Beide kamen über einen andern Ort im Gebirg überein, wohin Balduin selbst des andern Morgens Adelaiden zu begleiten versprach, sobald er einen Vorwand gefunden, sich mit ihr aus dem Schlosse zu entfernen. Pedro schwur seinem Retter ewige Dankbarkeit und Treue, und jeder eilte auf verschiedenen Wegen nach seiner Wohnung zurück.

Kaum hatte Pedro, die theure gefahrvolle Stelle verlassen, als Raimond rachentbrannt den Thalweg hereinstürmte, um den Flecken seiner Ehre, wie er geschworen hatte, mit Blute auszulöschen. Sein Opfer war verschwunden, und fruchtlos war es, dem jungen Bergbewohner auf seinen mannichfach verschlungnen, nur von Gemsen betretnen Pfaden nachzuklimmen.

Balduin aber eilte ohne Verzug zu Adelaiden, zu welcher ihm der Zutritt gern vergönnt war; denn immer noch konnte Graf Raimond den tröstenden Gedanken nicht aufgeben, der Ritter werde noch ihre ehrvergeßne Wahl verzeihen, und ihre Liebe zu gewinnen wissen. Auch wäre die letztere Hoffnung beinahe erfüllt worden, als sie vernahm, wie der edle Verschmähte der Retter ihres Lieblings geworden war; fast hätte

sich die Bewunderung für ihn in die zärtlichste Liebe verwandelt, hätte ihr Herz nicht mit zu treuer Festigkeit an dem Frühergewählten gehangen.

St. Ange entdeckte ihr, ohne Zeugen, wie er ihrem Geliebten eine Zusammenkunft auf den morgenden Tag zugesagt habe, und mit dankbarer Freude vertraute sie sich seiner Leitung ganz. Alles verhieß er ihr zu thun, den Zorn ihres Vaters zu besänftigen, sobald nur der erste Sturm ausgetobt haben werde, und vielleicht noch Mittel zu finden, ihr Glück mit Ehr' und Tugend zu vereinen. Denn daß bei Ungleichheit der Stände der Weg zu liebender Vereinigung nicht abwärts, sondern aufwärts führen müsse, dieß schien auch Adelaidens natürlich richtiges Gefühl zu fassen.

Godefroi verschloß sich in sich selbst; denn empört war auch er im Innersten über die unwürdige Wahl derjenigen, die er durch die Hand seines Sohns zu ehren gedacht hatte, und doch zu großmüthig, verschmähte er, den Zorn seines Freundes noch zu erhöhen.

Am nächsten Morgen ließ Adelaide, auf Balduins Rath, Vergunst von ihrem Vater erbitten, unter Begleitung einen Gang in der freien Luft zu machen. Balduin selbst, der bei Raimond war, unterstützte die Bitte, indem er sich

erbot, das Fräulein als Beschützer zu geleiten, und so willigte der Erzürnte ohne Weigerung ein.

Schweigend wandelten nun die Beiden durch die thauigten Morgenauen; vor mannichfachen, sich widerstreitenden Gefühlen stieg Adelaidens Brust; doch immer noch behielt die Leidenschaft für den Geliebten den Sieg in der bewegten Seele.

Schon eh' sie noch an die bestimmte Stelle kamen, suchte ihr Blick von fern die Umrisse der theuersten Gestalt zu unterscheiden; aber — täuschten sie Morgennebel? oder verdeckten Büsche den Geliebten? sie sah ihn nicht; sie kamen an die bezeichnete Stelle — und leer war sie! leer das ganze Thal! sie suchten ihn durch Wiesen und Gehölz; doch nirgend eine Spur des Heißersehnten! Da brach verzweiflungsvolle Angst in Adelaidens Seele ein; mit Mühe nur konnte sie Balduins Zuspruch aufrecht erhalten.

Und immer weiter folgten sie den Windungen der Pyrenäenthäler, immer tiefer in das Gebirg hinein, und immer vergebens.

Im Schlosse war indeß eine Dienerin Adelaidens unverzüglich zu dem Grafen geeilt, und hatte ihm entdeckt, was sie lauschend in einem Nebenzimmer vernommen hatte: wie Balduin keinesweges für sich um die Liebe des Fräuleins werbe, sondern, wie er selbst sie seinem unwürdigen Nebenbuhler zuführen wolle.

Außer sich bey dieser Entdeckung, in seiner neugefaßten Hoffnung aufs bitterste getäuscht, in seinem Stolze nur noch empfindlicher verwundet, eilte Raimond unverzüglich den Beiden nach, fast aufgebrachter noch gegen Balduin, als gegen Adelaiden.

Wild stürmte er durch Wies' und Busch der Stelle zu, die ihm die Dienerin bezeichnet hatte. In einem Felsenthale ward er von weiten die Suchenden gewahr, die den verschwundnen Pedro nicht gefunden hatten. Raimond erkannte sie deutlich, allein sie waren schon am andern Ende des Thals, und eh' er sie erreichen konnte, verschwanden sie schon wieder zwischen den Felsen.

Er folgte ihnen nach durch manche Thalkrümmung; und jetzt erblickte er sie wieder in einem ganz versteckten, von steilen Felsen rings umschloßnen Thale, wo eine Hütte, an den Fels gelehnt, unter uralten überhangenden Tannen lag. Der Ritter und das Mädchen schienen zweifelnd, ob sie hinein gehen sollten? und der eilende Raimond, der ihnen indeß nachgekommen war, folgte ihnen auf dem Fuße nach, erfreut, sie endlich von seinem Zorn erreicht zu sehen.

Er trat ein; aber Zorn und Entrüstung verstummten vor dem Anblick der sich ihm darstellte. Auf einem niedrigen Lager von Binsen lag ein ehrwürdiger Greis, dem Tode nahe,

wie es schien. Die dünnen Silberlocken fielen um ein abgezehrtes, doch immer noch belebtes, sicher edles Angesicht; sein großes Auge blickte himmelan.

Zur Seite seines Lagers kniete ein Jüngling, der bei dem Geräusch der Eintretenden das Haupt nach ihnen kehrte. Als er den Ritter und das Fräulein sah, wandte er sein schönes, von Thränen ganz überströmtes Gesicht zu Adelaiden auf, und sagte mit von Schmerz gebrochner Stimme: „Verzeih!"

Er konnte weiter nichts hervorbringen; aber ein unaussprechlich ausdrucksvoller Blick auf den Sterbenden schien zu sagen: Ach nur zu viel der Entschuldigung wirst du hier für mich finden!

Durchdrungen von dem Anblicke, schweigend und ehrerbietig, stellten sich Balduin und Adelaide hinter den Jüngling, um den Kranken nicht durch ihre Gegenwart zu stören; auch Raimond blieb unwillkührlich gefesselt, in schonender Entfernung stehen.

Der Kranke hatte bei der frommen Erhebung seiner Seele die Gegenwart der Fremden nicht bemerkt. Er schien indessen neue Kraft zum Sprechen gesammelt zu haben, und sagte zu dem Jünglinge gewendet: „Ich danke dir, mein Sohn! und Gott wird mir die Schwäche verzeihen, womit mein Blick, so nah an seinem

Throne, sich noch an etwas Irdischem ergötzt! Ich hieß dich diese Rüstung aus der verschloßnen Truhe holen, weil ich mich noch einmal an ihrem Anblick letzen wollte."

Raimond ward jetzt eine vollständige Waffenrüstung gewahr, die zu den Füßen des Kranken lag, Helm, Schild und Panzer, und ein köstliches Schwert. Die Augen des Kranken hingen mit Wohlgefallen daran, und noch einmal blitzte eine lebendige Freude in ihnen auf. „Ich hoffte sie noch einst selbst wieder anzulegen," fuhr er nach einem kurzen Schweigen fort, „und wollte darum deine kindliche Heiterkeit nicht durch Erzählung des Vergangnen trüben; allein ich fühle wohl, daß der Tod alle meine Hoffnungen mit seinen dunkeln Schwingen überflügelt. — So muß ich dir denn meine Rechte übertragen! — Erinnerungen aus deinen frühern Jahren können dir wohl sagen, daß du nicht der Sohn eines armen Hirten, sondern der Sprößling eines edeln Stammes bist. Ja, mein Sohn, wir stammen aus dem edlen Geschlecht der Castro, und Ritter Gomez ist mein Name. Mit Ehren hab' ich jenes Schwert im Dienste unsers Heers geführt; allein so ist die Dankbarkeit der Großen! Als ich zurückkam aus dem Kriege, fand ich mein Erbe in den Händen eines weitläuftigen

Verwandten, der, während ich abwesend war, scheinbare Ansprüche darauf geltend gemacht hatte. Er war wohl angesehen bei Hofe, und so ward ich, der nur zu fechten, und nicht zu sprechen wußte, mit meinen Klagen immer weiter hinaus gewiesen, bis ich den Entschluß faßte, mit dir, mein einziger Sohn, — denn deine Mutter war nicht mehr, — in diese dunkle Einsamkeit zu flüchten, bis es meinen Sachwaltern glücken würde, mein Recht gültig zu machen. — — Ich bin noch nicht zu alt; nur Gram und Elend haben mir vor der Zeit das Haar gebleicht, und beugen mich zu dem Grabe."

„„O Gott!"" rief der Jüngling — „„Ihr dürft noch nicht sterben, mein Vater! Gebt mir Euer Schwert, und laßt mich Eure Sache ausfechten!""

„Mein guter Sohn!" sagte der Kranke, und reichte ihm die Hand, die der Jüngling inbrünstig küßte und an sein Herz drückte; „ja, nimm die Waffen!" fuhr der Vater fort — „und geh mit ihnen nach Madrid, so wie mit deinem Adelsbriefe! — Auch jene weiße Feldbinde hebe auf, mein Pedro! vielleicht, daß dir ein edler Feind einst nützlicher seyn kann, als deine Landsleute! — Ein französischer Ritter gab sie mir, dem ich bei Genua das Leben rettete."

Raimond that einen Blick auf die Feldbinde, dann wieder schärfer und schärfer auf das bleiche Gesicht des Kranken, und, wie aus einem Nebel, gingen ihm theure, wohlbekannte Züge hervor. „O, heiliger Gott!“ rief er, „so wird mir denn das Glück, Euch noch einmal zu sehen, mein Retter! Ja, ich bin der, dem Ihr bei Genua das Leben rettetet.“

Er bewegte sich bei diesen Worten über das Lager des Kranken, und faßte außer sich seine Hand. Erstaunt blickte ihn dieser an; der gutmüthige übereilte Raimond hatte in seinem Feuer nicht bedacht, daß diese plötzliche Erschütterung für den Kraftlosen tödtlich werden könnte. Zum Glück wirkte sie dießmal vortheilhaft. Wie eine verschmachtende Blume ein Tropfen Himmelsthau erquickt, so den edeln Unglücklichen ein Augenblick des Glücks. Auch er erkannte in dem Grafen den Frankenritter wieder, von welchem er den Todesstreich zurückgehalten hatte, und mit der lebhaften Erinnerung jener That kam selbst ein Strahl von Hoffnung in sein Herz; denn, in schöner Begeisterung, hob Graf Raimond seine Hand zum Himmel und schwur, daß, so lange der Name St. Beat auf Erden genannt werde, die Rechte des edeln Gomez de Castro ganz die seinigen seyn würden, und daß er sie mit Gut und Blut vertheidigen werde.

„Und" — fuhr er fort, auf Pedro zeigend, der ihm bald als der Liebling seiner Tochter bekannt geworden war — „o wärst du doch würklich ein Hirt, damit ich meine Tochter dem Sohne eines Hirten, aber deinem Sohne geben könnte! Nur so glaubt' ich vielleicht einen Theil meiner Schuld abzutragen!"

Freude und wiederkehrende Genesung blitzten im Auge des ehrwürdigen Kranken. Aber Pedro achtete nicht auf die Worte des Grafen, aus denen er doch auf die Gewährung seiner sehnlichsten Wünsche schließen konnte; so stark und innig war die Liebe des unverdorbenen Natursohns für seinen Vater, daß er in diesen Augenblicken sich selbst, und all sein Glück vergaß. Er sah nur den wiederauflebenden, geliebten Vater; entzückt sprang er empor, warf sich wieder neben ihm nieder, und küßte seine Hände tausend mal. Dann wandte er sich auch mit heißer Dankbarkeit gegen den, welcher so sichtbar auf seine Genesung gewirkt hatte.

Graf Raimond war einige Schritte zurückgetreten, und hatte dieses Bild der wahrsten, kindlichen Frömmigkeit betrachtet; er schloß jetzt den erfreuten Jüngling in seine Arme, den er so unbedingt zum Eidam angenommen hatte, und sprach mit Würde: „Sieh hier, mein Sohn, wie Gott kindliche Frömmigkeit belohnt.

Wärst du dem Rufe der Leidenschaft gefolgt, so hätte dich ohnfehlbar im Arm der Liebe selbst mein kampfgeübtes Schwert durchbohrt. Du opfertest das letzte Wiedersehen der Geliebten der frommen Kindespflicht; — und — dein ist Adelaide!"

Er führte ihn bei diesen Worten Adelaiden in die Arme, die dankbar ihr Glück annahm, doch ohne große Überraschung, denn ihr untrügliches Gefühl hatte den Adel des Geliebten im wahren Sinne längst erkannt.

St. Ange aber stand bei der Scene, welche sein Edelmuth herbeigeführt hatte, wie ein der Erde schon entschwebter Geist; er schien den Namen mit der That zu führen: denn engelgleich trat seine Schönheit in dem Verklärungsglanze siegender Überwindung vor.

Raimond ließ seinen Retter unverzüglich auf seine Burg bringen, wo der tapfere Gomez de Castro bald zu schönern Tagen genaß.

Auch Montmorency nahm herzvollen Antheil an dem guten Ausgang, und, während sich die Andern ganz ihrem Glück überließen, drückte er mit wehmüthiger, aber stolzer Freude, den edeln Sohn ans Herz.

VII.

Macdonald und Vilori.

Novelle.

Ich fühle mich heut stärker, meine Tochter, — sagte Lady Johanna Macdonald, — laß uns an diesem schönen, milden Tage einen Gang in den Garten thun.

O meine Mutter! erwiederte die holde Anna, mit diesen Worten kömmt für mich erst neues Leben in die erwachende Natur! Ich habe bisher das Aufblühen des Frühlings nur stumm und traurig angesehen; in meinem Herzen war es Herbst, so lang ich die geliebte Mutter leidend wußte.

Ein sanftes halbleidendes Lächeln in dem Gesicht der kranken Lady war die Antwort darauf. Langsam, auf den Arm der zärtlichen Anna gestützt, lenkte sie ihre schwachen Schritte nach dem Garten.

Es war erst in der Hälfte des Aprilmonats, aber die Sonne schien so warm und freundlich wie im Mai. Auf den Blumenfeldern standen die Aurikeln und die zarten Hyazinthen schon in vollem Flor, obgleich noch in den schattigsten Gängen der Schnee nicht ganz geschmolzen war. Diese Tage haben einen eigenen Reiz für das Gemüth; es ist gleichsam die Genesung der Na-

tur nach einer langen schweren Krankheit, der siegende Kampf des Lebens gegen den starrenden Tod.

O sieh, meine Mutter, rief das Mädchen, wie sich hier alles seit wenig Tagen verändert hat! Die Blätterknospen an den Bäumen beginnen allenthalben aufzubrechen, und die Birken dort im Park erglänzen schon in ihrem lichten Grün. Nur wenig Wochen noch, so wird das schöne Greenhill in vollem Glanze stehen.

Nur wenig Wochen noch, versetzte Lady Johanna, so wirst du Greenhill in seinem schönsten Glanze sehen, meine geliebte Anna — aber ich werde dann nicht mehr seyn. Ich fühle es, das Ende meines Lebens naht mit starken Schritten heran, der heutige Tag ist gleichsam das letzte Auflodern einer erlöschenden Kerze.

O meine Mutter! meine Mutter! schluchzte Anna und warf sich in die Arme der geliebten Kranken.

Nicht also, meine Tochter! sagte die edle Lady, laß uns diese heitern schmerzfreien Augenblicke genießen, die mir der Himmel noch auf Erden schenkt, und störe sie nicht durch die Heftigkeit deiner Klagen! Es ziemt sich nicht für ein edles Herz so trostlos über den Verlust eines Gutes zu klagen, das doch nur Unterpfand eines viel höhern, eines ewigen Gutes ist. Wenn

ich todt bin, dann magst du meinem Andenken Thränen schenken, die meine mütterliche Zärtlichkeit vielleicht um dich verdiente; aber, willst du mich standhaft bis ans Grab begleiten? Willst du es, meine Anna?

Ich will alles, erwiederte das Mädchen und drängte gewaltsam ihre Thränen zurück, alles was meine theure Mutter will!

Nun wohl, sagte Johanna und drückte sie zärtlich an ihr Herz: du bist mein edles Mädchen! Laß uns nun noch das Stückchen bis an die Akazie gehen, die meine weiße Ruhebank beschattet; es ist mir doch in meinem selbst angelegten Park ganz anders zu Muthe, als in diesen Überbleibseln altirrländischer Gartenkunst, die mich nur die Liebe zu meinem Macdonald verschonen ließ.

Sie langten bei der Akazie an, die sich noch unbelaubt über die Bank von weißer Birkenrinde bog. Die schönste Aussicht öfnete sich hier ins Thal, und die Sonnenstrahlen schienen auf dieser Stätte noch freundlicher zu weilen.

Lady Johanna ließ sich auf der Ruhebank nieder, und weidete sich an dem so lang entbehrten Anblick.

Hier, rief sie nach einem gerührten Schweigen, hier träumt' ich mich oft selbst, an der Seite Macdonalds, nach den grünen Hügeln

meines Vaterlandes hin — du weißt, ich bin eine Brittin von Geburt — bis mir der Tod das Vaterland des Geliebten beinah noch theurer machte als das meinige. So ist der Mensch! Irrland war mir gleichgültig so lang er lebte; es ist mir werth, seit es sein Grab umschließt. — Doch ich erweiche mich zu sehr durch Erinnerungen vergangener Jahre! Dir bin ich diese Augenblicke schuldig, da ich nicht so glücklich bin, auch meinen Sohn in diesen Tagen zu umarmen.

Ach Robert! seufzte das Mädchen, ach wär' er hier!

Sein Schicksal, seine Pflicht hält ihn noch entfernt, erwiederte Johanna, und ich murre nicht wider die Fügungen des Himmels. Überbringe du ihm meinen Segen, wenn er wiederkehrt, und die letzten Grüsse seiner sterbenden Mutter.

Einige Minuten gehörten dazu, um die Fassung dieser starken Seele wieder herzustellen, die in diesem Augenblicke alle Regungen mütterlicher Zärtlichkeit bestürmten und ihre Augen unwillkürlich mit Thränen füllten.

Zu dir, meine Anna, nahm die edle Lady von neuem das Wort, hat mir der Himmel die zärtlichste Tochter geschenkt, und ich würde ungerecht seyn, wenn ich dich nicht so liebte, ob uns gleich, wie du weißt, die Natur nicht mit

einander verbunden hat. Theures, geliebtes Unterpfand unglücklicher Freundschaft! Du hast mich niemals gekränkt, hast alle meine Wünsche mit liebevoller Zärtlichkeit erfüllt. Roberts Herz ist gut, aber seine stürmische Heftigkeit und sein Trotz haben mir manche traurige Stunde gemacht. So giebt dir Lieb' und Dankbarkeit die Rechte, die er von der Natur erhielt, und so theil' ich mein Vermögen unter euch.

Wie? meine Mutter! fiel ihr Anna ins Wort, Robert sollte durch mich — — —

Ich weiß, er liebt dich, fuhr Johanna fort; schon in früher Kindheit vermochte Niemand mehr über den wilden Robert, als die sanfte Anna, die er für seine Schwester hielt; seine Erziehung entfernte ihn von dir; der Seedienst, dem er sich weihte, bald darauf noch mehr: aber als er vor zwei Jahren aus Indien zurück kam, als er statt einer lieben Schwester ein fremderes und doch verwandtes Wesen fand, da nahm die heiße, frühgenährte Bruderliebe einen noch höhern, zärtlichen Charakter an. Auch du schienst ihn zu lieben, meine Anna. Vielleicht wenn Ihr Euch wieder sehet, wenn Ihr Euch treu geblieben seid, vielleicht schließt dann der Himmel das schönste Bündniß, das eine Mutter wünschen kann; aber abhängig sollst du nicht von ihm seyn! Er könnte aufgehört

haben dich zu lieben, oder du könntest einen Andern finden, der deiner Zärtlichkeit würdiger schiene; auf diesen Fall sollst du Gebieterin deines eigenen Vermögens seyn.

O dieser Fall, meine Mutter, brach Anna, von ihren Gefühlen überrascht, aus, kann nie eintreten! Ich könnte ewig, ewig keinen Andern — — —

Schwöre nicht, meine Tochter! sagte Johanna ernst, das menschliche Herz kennt sich oft selbst nicht; nur das Einzige gelobe mir: wenn du meinem Robert einmal Liebe versprichst, dann bleibe ihm treu; er hat ein sehr tiefes Herz, das sich ganz an die Gegenstände hängt, die er liebt; er würde ohne Grenzen unglücklich werden, wenn du ihn dann verlassen könntest. Dann denke an die letzten Tage seiner Mutter!

Thränen erstickten Annens Stimme bei diesen Worten ihrer großmüthigen Wohlthäterin; sie beugte sich über ihre Hände und bedeckte sie mit heißen Küssen.

Ich hätte dir, fing Lady Macdonald von neuem an, nachdem sie einige Augenblicke wieder Kraft zum Sprechen geschöpft hatte, ich hätte dir gern noch etwas Näheres über die Geschichte deiner eigentlichen Herkunft entdeckt, allein die Augenblicke fliehn. Was würde dir es auch helfen? Es sei dir genug zu wissen, daß du

die Tochter einer meiner liebsten Freundinnen bist, die ich auf meinen Reisen kennen gelernt hatte, und die nun einige Jahre darauf Zuflucht in meinen Armen suchte.

Dich hatte sie als ein zartes Kind noch aus der Wiege mit sich geflüchtet; dich, die dein verblendeter Vater als unächt verläugnete! Unter einem erborgten Namen lebte sie eine kurze Zeit bei mir; ich suchte alles hervor die tiefgeschlagenen Wunden ihres Herzens zu heilen; aber ach, sie — waren zu tief! Ungerecht gekränktes Ehrgefühl, undankbar belohnte Liebe, hatten ihr Leben in den Wurzeln zernagt; sie starb, und überließ mir in dir das einzige theure Andenken ihrer Freundschaft. Ich erzog dich, und ließ dir den falschen Namen, den dir die zärtliche Aengstlichkeit deiner Mutter gegeben hatte; ich nannte dich Anna, dich, die ich zuerst unter dem Namen Angelika an meinen Busen drückte. —

Die Kräfte der edlen Macdonald waren erschöpft; ihre lebhafte Seele hatte selbst im Feuer des Sprechens nicht bemerkt, wie schnell sich eine Vorstellung an die andere knüpfte; die Frauen der Lady, die ihr in einiger Entfernung gefolgt waren, fanden ihre theure Gebieterin schwächer als vorher, und eilten sie in ihr Gemach zu bringen. Es war der letzte heitre Tag der

edeln Macdonald gewesen; die kommenden Tage waren traurig und wechselten mit schlummerlosen Nächten ab.

Nach wenig Wochen stand das schöne Greenhill in vollem Glanze; der Frühling hatte allen seinen Schmuck entfaltet, aber Lady Johanna sah ihn nicht; sie schlief da schon unter den säuselnden Birken ihres väterlichen Parks.

An der Nordseite der Gartens zog sich eine lachende Wiese hin; grünende Matten, mit buntem Blumenschmelz gestickt, wechselten mit Gruppen anmuthiger Bäume. Voll zarter Deutsamkeit hatte Lady Macdonald diese Landschaft das Land der Jugend genannt. Die Bäume wurden von dieser Gegend an immer dichter, die Baumarten immer dunkler, bis sich der Wanderer in einen finstern Tannenhain verlor. Ein schwarzer Waldbach stürzte sich hier über Felsenstücke und eine schroffe Felsenwand beschränkte auf der andern Seite den Pfad. Düstre Cypressen rauschten an der Felsenwand, und einige Thränenweiden senkten sich in die Wellen. Der bestürzte Wanderer sah Anfangs keinen Ausweg, bis eine Tafel an der Felswand ihm die Worte zeigte: Durchs Thal des Todes geht der Weg zum Leben. — Ein schmaler Pfad wand sich hier um den Felsen, und sieh, nach Osten zu wölbte sich eine kühne Brücke mit

hohem Bogen eine sonnichte Anhöhe hinan, deren Gipfel lichte Birken, Myrthen, rothe und weiße Rosen krönten, und wo die reizendste Aussicht der ganzen Gegend das Auge fesselte. Am Fuße des Berges war es, da, wo zwei freundschaftliche Birken ihre Zweige in einander schränken, wo Lady Macdonald ihr Grab bestellt hatte; dort war es, wohin sich nunmehr alle Tage die Schritte Annens lenkten, um auf dem Grabe der geliebten Mutter ihr unglückliches Schicksal zu beweinen.

Wohl hatte sie Ursach', über den Verlust ihrer Wohlthäterin, ihrer einzigen Stütze zu trauern, denn ganz verlassen und einsam stand sie jetzt in der Welt. Ein Strahl von Hoffnung hing zwar noch an der Rückkehr ihres Geliebten; aber wenn durfte sie auf diese Rückkehr rechnen? Wußte sie, in welchen Regionen der Weltumsegler schwebte? Er war dem grossen Cook auf seiner zweiten Entdeckungsreise gefolgt, und die Meere des Südpols hielten ihn vielleicht in diesem Augenblicke mit ihren Eisfelsen umschlossen, wo das Herz der armen Anna dem Jammer unterlag. In der Nachbarschaft sprach man bedauernd davon, wenn sie das schöne Schloß würde verlassen müssen, und fragte sich, wo sie dann ihre Zuflucht nehmen würde. Welches Erstaunen erregte also die

Eröfnung des Testaments der verstorbenen Lady, worin die großmüthige Johanna ihr Vermögen zwischen ihre beiden Kinder gleich getheilt, worin sie selbst ihre Tochter Anna ausschließend zur Erbin von Greenhill erklärt hatte. „Ich wünsche, sagte die edle Verstorbene in einem rührenden Briefe an ihren Sohn, der sich bei dem Testamente befand, ich wünsche, daß das theure anvertraute Pfand unglücklicher Freundschaft, daß die mir, dem Herzen nach, verwandte Tochter nicht unstät und heimathlos in der Welt sei; ich wünsche daß die stille Wohnung, wo ich meine letzten Tage, von ihrer Liebe gepflegt, verlebte, auch ihre Freistatt sei. Du bist versorgt, mein Sohn; sie aber würde hülflos seyn. Ich beschwöre dich bei meiner Liebe, und bei dem Segen, den ich dir im Tode gebe, ehre den letzten Willen deiner Mutter.

Das Testament ward bestätigt und Anna feierlich zur Erbin des schönen Greenhill erklärt; allein das, was sie auf der einen Seite zum höchsten Danke gegen die Verklärte hinriß, kostete auf der andern ihrem zärtlichen Herzen Thränen.

O Robert! rief sie! als sie sich am ersten Tage nach Eröfnung des Testaments allein in ihrem Zimmer sah, als sie in die Vertiefung eines Fensters trat, und hinab blickte in das

schöne blühende Thal: was wirst du von mir denken, mein Geliebter? In welchem Lichte werde ich deinem edlen Herzen erscheinen? Ach alles das, dieß ganze Paradieß, würde ich von deiner Liebe erhalten haben! Denn daß du mich noch liebst, o dafür bürgt mir mein Herz! Entweder habe ich dich nie gekannt, oder Robert kann das nicht vergessen, was er ein Mal liebte! — O wärst du hier, mein lieber, edler Freund! könnt ich zu deinen Füssen sinken, und dich um Verzeihung flehen, daß meinetwegen die beste Mutter dir ein kleines Unrecht that!

Dieß waren ihre täglichen Gedanken; die Sehnsucht nach dem entfernten Geliebten wuchs mit jedem Tage, und nahm endlich den Charakter einer romantischen Schwermuth an. Es vergingen Wochen, es vergingen Monden, und Robert kam noch immer nicht zurück. Ihre geängstigte Phantasie malte ihr alle die Gefahren, denen er ausgesetzt war, mit schauderhafter Wahrheit aus; sie sah ihn bald in den Schrecknissen eines wüthenden Sturms, bald umringt von unmenschlichen, grausamen Insulanern, die ihn zu ermorden drohten.

In diesen Zeiten war Ossian ihr liebster Gesellschafter, weil seine zärtliche Schwermuth so sehr mit ihrem Herzen harmonirte.

Die Helden, die Wogenbeschiffer, die er so rührend schilderte, trugen so ganz die Züge ihres edeln Roberts, daß sie sich oft selbst in den Klagen Malvinens oder Bragelens vergaß. Oft saß sie in der Dämmerung ihres einsamen Gemachs und sang zur Harfe das Lied von Orla's trauernder Geliebten, mit dem sie gern den Liebling ihres Herzens verglich. Oft suchte sich ihre stille Sehnsucht auch in eignen Tönen auszusprechen, und Lieder wie das nachfolgende klangen oft in einsamen Stunden aus ihrer beklommnen Brust:

Wo weilt er den mein Herz erkohr?
Wo hält ihn fern das Meer?
Ihr Wogen schwellt und steigt empor —
O tragt ihn zu mir her!

Ergötzt dich fremder Wälder Nacht
An Seelands Felsgestein?
Hält dich Tahiti's grüne Pracht
In seinem Palmenhain?

Ach! oder wo des Südmeers Eis
Ihm wild entgegen schlägt,
Ist dort das Schiff der Wogen Preis
Das meinen Liebling trägt?

O du, dem ganz dies Herz gehört,
Wann kehrst du mir zurück?
O komm', eh mich mein Gram verzehrt,
Geliebtes, süßes Glück!!

Ihre Klagen konnten nicht die Wogen hinüber gedrungen seyn, nicht einmal die Kunde von dem Tode der geliebten Mutter; dennoch fühlte sich Macdonald in weiter Entfernung von derselben schmerzlichen Sehnsucht verzehrt. Sein Schicksal führte ihn endlich nach London zurück, wo er die Briefe von dem Tode seiner Mutter fand. Ein Charakter, wie der seinige, mußte eine solche Nachricht doppelt schmerzhaft empfinden; heftig hatte er seine Mutter geliebt, und heftig war seine Trauer über sie. Er eilte ohne Verzug nach Irland; die Nachricht von dem ungerechten Testament seiner Mutter kam ihm schon entgegen, ehe er Greenhill erreichte; man wünschte hin und wieder ihn gegen die begünstigte Anna aufzubringen; aber wäre je sein großmüthiges Herz zum Eigennutze fähig gewesen, in dieser Stimmung wäre derselbe gewiß verstummt. Von ganzem Herzen bestätigte er das Testament, und eilte nach Greenhill.

Eine traurige schmerzvolle Zusammenkunft zweier Liebenden! Thränen waren die Grüsse, die sie einander boten. In weiter Entfernung von den Geliebten schließt sich das Herz gewöhnlich noch zärtlicher in Liebe gegen sie auf, man fühlt alle ihre Vorzüge doppelt, und jeder Fehler, dessen man sich gegen sie schuldig machte, fällt dann mit Zentnerschwere auf die Brust. So

hatte sich Macdonald, seit er entfernt von der Mutter war, die er zärtlicher liebte, als sie selbst es glaubte, so manche Vergehung gegen sie vorgeworfen. Sein unbiegsamer Stolz hatte sie oft gekränkt; die Heftigkeit mit der sie an ihrem Geburtslande, er hingegen an dem Lande seiner väterlichen Ahnen hing, war oft der Gegenstand bittern Streites zwischen ihnen gewesen, den ein wenig kindliche Nachgiebigkeit leicht hätte vermeiden können. Diese und hundert ähnliche Vergehungen kamen ihm schmerzlich ins Gedächtniß, als Meere zwischen ihm und der guten so oft beleidigten Mutter lagen; er sehnte sich zu ihr zurück; das Herz schlug ihm, als sein Schiff endlich die vaterländischen Gewässer wieder grüßte; er wollte zu ihr fliegen, wollte zu ihren Füßen um ihre Verzeihung, um ihren Segen flehen, — und er fand sie im Grabe!

Es bedurfte der zärtlichen Hand der sanften Anna um die Wunden eines guten, tief und gewaltsam fühlenden Herzens zu lindern, wenn auch nicht ganz zu heilen. Sie wußte so leis, so unmerklich seinen Wunden Balsam beizubringen, daß er allmählich wieder einige Heiterkeit gewann. Aber wie unendlich theuer wurde er ihr in diesen Tagen! Schon sein Äußeres hatte durch die Jahre sehr viel gewonnen. Selbst der Sonnenbrand der heißen Zonen,

und die Spuren überstandener Mühseligkeiten hatten sein interessantes Gesicht nur noch anziehender gemacht. Der schlanke Heldenwuchs, das tiefe Feuer seiner Augen, und vor allem diese Trauer, dieser aufrichtige, sich selbst vergessende Schmerz, alles, alles trug dazu bei, ihn ihrem Herzen unvergeßlich zu machen!

Ach Robert, sagte Anna eines Tages, als sie nach einer seelenvollen Unterhaltung am Fenster standen, siehst du dort unten den Bach, der jetzt so still in seinen Ufern fließt? Erinnerst du dich noch, wie wir uns einst als Kinder über seinen seichten Grund gewagt hatten, um gegenüber, dort im Walde, Blumen zu suchen? Ein Gewitterregen überraschte uns im Walde, der Bach war unterdessen heftig angeschwollen, du trugst mich auf deinen Armen durch den reißenden Strom.

Ach, wenn ich jener Zeiten denke, erwiederte Macdonald bewegt! Theure Anna, weißt du noch, wie oft du mich durch dein unwiderstehliches Bitten von den Strafen befreitest, die mir bestimmt waren?

Und wie oft du die Strafen mit mir theiltest, fiel ihm Anna ins Wort, wenn du sie nicht durch Selbstanklage ganz allein auf dich nehmen konntest. Wie oft hast du, eh ich es selbst erfuhr, lächelnd Schmerzen für mich gelit-

ten! O Robert, edler Robert! wenn ich dir das je vergessen könnte!

Sie fielen einander in die Arme und beide fühlten lebhafter als je, wie unentbehrlich sie einander waren. Hätte Anna wohl in diesem Augenblicke an ein Ereigniß geglaubt, das ihrem Herzen nur in wenig Tagen bevorstand? — —

Ich muß dich, meine Anna, fing Macdonald nach einigen Stunden an, auf den Besuch eines Freundes vorbereiten, den ich in diesen Tagen erwarte, und den ich unbeschreiblich liebe. Es ist ein Maltheser-Ritter, ein Corsicaner von Geburt, und heißt Vilori. Durch eine seltsame Verkettung von Umständen lernte ich ihn bei unserm letzten Aufenthalte in Fayal kennen. Du wirst fragen, wie ein Malthese auf die abgelegenen einsiedlerischen Azoren komme? Allein der Zufall, der ihn dahin brachte, war sehr natürlich. Ein vermögender Anverwandter zu Fayal, der kinderlos war, verlangte seinen Besuch, und Vilori erhielt um so leichter Erlaubniß zu dieser Reise von seinem Orden, da er ohnlängst in einem Zuge wider die Algierer am rechten Arme schwer verwundet worden war. Das Glück, das mir seine Bekanntschaft verschaffte, gab mir zugleich Gelegenheit ihm bei unserm ersten Sehen einen wesentlichen Dienst zu erzeigen.

Es war am zweiten Tage nach unsrer Landung in Fayal, als ich einen Streifzug in die umliegende Gegend gemacht hatte. Die Dämmerung war schon eingebrochen, ich lenkte eben in einen Fußweg zwischen zwei Mauern, womit in diesem Lande nicht bloß die Gärten, sondern größtentheils auch die Felder eingeschlossen sind, als ich das Geräusch eines Streits vernahm, und einen Jüngling gewahr ward, der, mit dem Rücken wider eine Mauer gelehnt, verzweifelt, doch nur mit der linken Hand wider zwei Meuchelmörder kämpfte, die ihn eben angefallen hatten. Dieser all mein Gefühl empörende Anblick muß meine Stimme und meinen Arm furchtbar gemacht haben, denn die Elenden bebten zurück, als ich mich zwischen sie stürzte, und es ward mir nicht schwer, sie nach einem kurzen Widerstande in die Flucht zu schlagen. Doch verfehlten sie nicht, mich vor ihrem Entfliehen an einigen Stellen zu verwunden.

Sei es nun, daß sich eine portugiesische Dame zu Fayal, die, wie ich nachher erfuhr, eine heftige Leidenschaft für Vilori gefaßt hatte, und die der edle, seinem Gelübde treue Ritter nicht erwiederte, auf diese Art an ihm rächen wollte, (denn die Liebe der Südländerin, meine Anna, ist zuweilen rachsüchtiger, als es deinem sanften Geschlechte ziemt) oder sei es, was Vi-

lori glaubte, daß einige weitläuftige Verwandte seines Vetters sich so am kürzesten eines lästigen Nebenbuhlers entledigen wollten: mich beglückte der Gedanke, das Leben eines unedel Verfolgten gerettet zu haben.

Ich und der fremde Ritter nannten uns unsre Namen, und Vilori begleitete mich nach den aufrichtigsten Äußerungen des Dankes in meine Wohnung. Hier, bei dem Scheine des Lichts in meinem Zimmer ward er erst das Blut gewahr, das aus meinen in der That gar nicht bedeutenden Wunden über meine Kleider floß, und dieser Anblick brachte seine Rührung und Dankbarkeit für mich aufs Höchste. Er stürzte zum zweiten Male in meine Arme, und von diesem Tage an war unser Bund geschlossen. Wir waren bis zur Abfahrt meines Schiffes unzertrennlich. Vilori war im Begriff, mit dem ersten Schiffe, das nach irgend einem mittelländischen Hafen ginge, abzureisen; er versprach mir, mich, sobald er zurück seyn würde, in Irland zu besuchen, und einige glückliche Monate in meinem Vaterlande zuzubringen. Damals glaubte ich meine Mutter noch Besitzerin von Greenhill! Du, meine Anna, wirst ihm hoffentlich auch eine freundliche Aufnahme nicht versagen.

Der Blick des armen Macdonald trübte sich von neuem, bei dieser letzten Erinnerung, wohin

sich gewöhnlich seine Gespräche am Ende wieder hinverirrten. Anna versprach ihm die freundlichste Aufnahme für seinen Freund, und lenkte geschwind wieder auf die Erzählung seiner Reisen ein; denn dieß war immer ihr sicherstes Mittel, ihn von so traurigen Gedanken abzuziehen. Sie hing mit Aufmerksamkeit an seinen Lippen, wenn er den labyrinthischen Lauf seines Schiffes beschrieb; sie freute sich, wenn eins der blühenden Paradiese aus den Wellen stieg, die unter den Namen der geselligen und freundschaftlichen Inseln so bekannt sind, und zitterte, wenn sie sich mit ihm in die öden Eisfelder am Südpol versetzte, und oft den Liebling ihres Herzens von Allem, von den gemeinsten Wohlthaten der Natur entblößt, zum tiefsten Elende herabgesunken sah. Dann richtete sie ihr Auge zärtlicher auf den, der so vieles erdultet hatte, und dankbar blickte sie zum Himmel auf.

Allmählig begann jetzt Macdonald wieder für das Glück empfänglich zu werden, das ihm die tägliche Gesellschaft seiner Einziggeliebten, seiner Jugendfreundin gewährte, als er unvermuthet Befehl erhielt, sich in einer Dienstangelegenheit nach London zu begeben. Die Gewißheit seiner baldigen Zurückkunft beruhigte die trauernde Anna während seiner Abwesenheit. Die Einsamkeit dünkte ihr jetzt weniger drückend,

als vor seiner Ankunft; sie hatte ihn ja wieder, hatte ihn treu und edel wieder. Eine Fülle liebender Träume erfüllte ihre einsamen Stunden, doch stieg zuweilen, mitten unter diesen heitern Träumen, eine dunkle Ahnung in ihrer Seele empor, vor der sie erzitterte.

Als die Zeit kam, wo sie ihren Macdonald zurück erwarten konnte, o mit welcher zärtlichen Ungeduld sah sie ihm entgegen! Die Tage, nach welcher er versprochen hatte, wieder zurück zu seyn, waren verflossen, und sie hoffte mit jeder Minute auf seine Erscheinung.

Eines Abends stand sie am Fenster ihres Zimmers und blickte hinab in das schweigende Thal; es war eine schöne schwärmerische Mondnacht. Der Hügel, auf dem das Schloß lag, zog sich mit seinen schattigen Gewinden, mit seinen Lauben und Baumarkaden, hinunter in das Thal, und konnte wohl mit Recht den Namen Greenhill führen. An seinem Fuße dicht am Abhange, wand sich der Strom, von überhangenden Gezweig beschattet. Seine flimmernden Wellen brachen sich im Mondlicht und zitterten in hellen Streifen weiter. Den Mond umlagerten gebrochne lichtdurchstrahlte Wolkengruppen, die hin und wieder seinen Glanz in holde Dämmerung milderten, während sich an andern Stellen das dunkle Azurblau der Nacht vertiefte.

Annens Auge hing wechselnd bald an diesen lichten Wolkengruppen, bald senkte es sich wieder auf den mondbeglänzten Thalweg, den kommenden Geliebten zu erspähen. Sie horchte sorgsam auf das leiseste Geräusch; doch nur das ferne Rauschen des Waldes kam zu ihr herüber. Ein tiefes Schweigen herrschte ringsumher, und auf dem Thurme des Schlosses schlug es schon neun Uhr. — Jetzt war es, als ob die düstre Ahnung, die sie bisher verlassen hatte, wie ein Schatten wieder in ihrer Seele aufstiege, — — und fern aus dem Thale herauf tönte es wie Rosses Hufschlag! Sie blickte hin und erkannte jetzt im Mondlicht einen Reiter, von einem einzigen Bedienten begleitet, wie Macdonald gewöhnlich zu reisen pflegte! Er ist es, rief sie bey sich selbst, und flatternd ließ sie ihr weißes Schnupftuch an dem Fenster wehen, ihn zu begrüßen; allein er erwiederte den Gruß der Liebe nicht, und schien ihn selbst nicht zu bemerken.

Der Weg führte ihn von einer andern Seite zum Schlosse herauf, und die Ecke des Hügels entzog ihn bald ihren Blicken. Halbträumend blieb sie noch einige Minuten am Fenster stehen; sie wollte ihrem Macdonald entgegen gehen, aber sie wußte selbst nicht, was sie im Zimmer zurück hielt, als ein Bedienter eintrat, und ihr

die Ankunft eines Fremden meldete, der Sir Robert Macdonald hier zu finden glaubte.

Und wie ist sein Name? fragte sie, bestürzt, sich so in ihrer Hofnung getäuscht zu sehen.

Francesco de Vilori, sprach der Bediente.

Der Freund meines Roberts! seufzte Anna für sich, und nicht er selbst! Guter Himmel, was muß ihm begegnet seyn, daß er noch nicht zurück kömmt?

Es ist spät, Milady, fing der Bediente wieder an, wir können den Fremden doch nicht weiter reisen lassen, ohne ihm ein Nachtquartier anzubieten?

Bewahre der Himmel! rief Anna, weiset ihm das beste Zimmer an! Bewirthet ihn aufs Beste! Er ist ein Freund Sir Macdonalds!

Der Bediente entfernte sich, und man that wie sie befohlen hatte. Am andern Morgen, nach einer traurig zugebrachten Nacht, kleidete sie sich früher an, um den Fremden selbst willkommen zu heißen, und ihm alle Achtung zu erzeigen, die sie dem Freunde ihres Geliebten schuldig zu seyn glaubte.

Der Fremde trat ein, und sie erkannte schon an seinem Äußern, das mit Roberts Beschreibung übereintraf, so wie an seinem Ordenszeichen, daß er derjenige sey, von dem er mit ihr

gesprochen hatte. Er entschuldigte sich bei Anna, wegen seines kühnen Eintritts in dieses Schloß, weil er gewiß geglaubt habe, seinen Freund hier zu finden. Sie versicherte ihn hierauf, daß Macdonald mit jeder Stunde zurück erwartet würde, und lud ihn ein, das Schloß nicht eher zu verlassen, als nach seiner Zurückkunft. Kaum konnte sie sich bei dieser Unterredung eines ängstlichen Gefühls erwehren, und auch er schien eine gleiche Verlegenheit zu fühlen und entfernte sich bald.

Was sie so ängstlich machte, konnte sie sich selbst nicht erklären. Ein gewisses Etwas in den Zügen des Fremden, das sie anzog, schien die Ursache davon zu seyn. Sie sehnte sich jetzt lebhafter nach Roberts Rückkehr, und er kam immer nicht zurück Zwei Tage vergingen ihr unter peinigender Unruh; die Gespräche, die sie während der Zeit mit dem Malthefer gehabt hatte, gaben ihr Gelegenheit, sie von der Vortrefflichkeit seines Geistes und seines Herzens zu überzeugen. Was aber ihr bängliches Wesen vermehrte, war das seltsame Betragen des Ritters, wenn er sich in ihrer Gesellschaft befand, das ihr eine dunkle Ahnung von dem gab, was jetzt in seinem Innern vorging.

Auch er fühlte sich nicht allein durch ein eben so unwiderstehliches Gefühl zu der holden

Anna gezogen, als sie für ihn empfand; sondern ihm war auch der Eindruck nicht entgangen den er auf die Liebenswürdige gemacht hatte, und diese Entdeckung übte ihren gewöhnlichen Zauber über sein gefühlvolles Herz. Zwar ahnete er etwas von dem Verhältniß seines Freundes zu Anna; allein hier täuschte ihn jene verrätherische Genügsamkeit welche so oft die Sehnsucht unmöglicher Liebe täuscht — und nährt. — Und ist sie auch die Braut meines Freundes — sagte er beschwichtigend zu sich selbst — und hält mich auch schon mein Gelübd' von ihr zurück, dies edle, schöne, freyerwählte Gelübd' das ja immer mein Glück ausmachte, — was hindert mich nach ihrer Freundschaft, nach ihrer zarten Achtung zu streben, und das Glück ihres Umgangs zu genießen?

Wenn er aber diesem Vorsatz auch in seinen Worten treu blieb; seine Augen verriethen oft, wenn die Empfindung seinen Willen überraschte, eine so lebhafte, so zärtliche Theilnahme an dem Mädchen, daß sie ihr Bewußtseyn aufs neue verstörten, indeß ihr Herz ihm unwillkührlich antworten mußte. — „O Gott, rief sie oft aus der Tiefe ihres beängsteten Gemüths, — wenn ihr selbst in die Stille ihres einsamen Gemachs das herzgewinnende Bild des Ritters folgte — was ist es nur, was mich so mächtig

zu diesem wunderbaren Fremdling zieht? — O Robert! bestes, treustes Herz auf der Welt! kehre zurück, und gieb erst meinen Gefühlen die Richtung, die sie gegen deinen Freund nehmen dürfen."

Doch Robert kehrte noch immer nicht zurück; und immerfort währte das gefährliche Verhältniß, ja es ward noch gefährlicher durch die Vorzüge welche Beide stündlich mehr an einander kennen lernten. Selbst das Bestreben des edeln Ritters seine Gefühle zu bekämpfen machte ihn Annen nur noch theurer; es giebt schwerlich einen unwiderstehlicheren Reiz für das weibliche Herz als diesen.

Welcher Weg aus diesem Labyrinth führen sollte, war nicht abzusehn. Die täglich erwartete Rückkehr hatte des Ritters Herzen einen Vorwand gegeben sein Verweilen an dem so theuren Orte zu entschuldigen. Was müßte mein Freund denken — sagte er zu sich selbst, — wenn ich durch ein so ungeduldiges Hinwegeillen, den Entzweck meiner langen Reise, die Freude unsres Wiedersehens auch nur um eine Stunde verzögerte?

Indessen als nun so einige Tage eines ruhelosen, peinlichen Glücks verflossen waren, ermannte er sich doch zu dem Entschluß sich los-

zureißen, und bis zu Roberts Rückkehr eine Reise in die nahliegende Gegend zu machen.

Auch Anna mußte in ihrem Innern die Nothwendigkeit seiner Entfernung fühlen; und ohne zu ahnden daß er ihr schon darin zuvorzukommen, und seine Abreise auf den nächsten Morgen festgesetzt habe, beschloß sie — nicht ohne Überwindung — ihm einen Vorschlag deshalb zu thun; und beide trafen, gleichsam wie nach einer schweigenden Übereinkunft, noch einmal gegen Abend im Garten zusammen.

Doch der gefaßte Entschluß, der vorgefühlte Schmerz der Trennung, hatte die Empfindungen Beider zu einer Höhe der Schwärmerei gestimmt, die wehmuthsvoll und glühend nach einem Ausbruch rang. — Schweigend gingen beide eine Weile neben einander hin, durch den herrlichen, blühenden, prangenden Park; — beide in dem stillen Bewußtseyn, daß es zum letztenmal sey. Die Düfte der Blumen wogten ihnen von allen Seiten entgegen; und der sehnsüchtige Ruf der Nachtigall füllte die beklommenen Herzen nur mit noch größerer Beängstigung.

Endlich ermuthigte sich Anna, das Zauberband gewaltsam zu zersprengen das ihre Brust umfing. O daß doch Robert hier wäre! rief sie, um all das Schöne mit uns zu genießen! —

Sein Ausbleiben beginnt mich auf das Höchste zu beängstigen, — Wie wär es, — Ritter — setzte sie mit etwas schwankender Stimme hinzu — wenn Ihr Euch morgen selbst aufmachtet — Euren Freund aufzusuchen? —

Ernst und fest hatte der Ritter sein Scheiden beschlossen; allein daß Anna selbst es über ihn aussprach, dieß durchzuckte doch sein Inneres mit einem unnennbaren Weh. Das Blut entwich aus seinen Wangen, und in der ersten schmerzlichen Aufregung seines Gefühls entgegnete er:

Daß es nicht möglich ist ihn aufzusuchen, dieß Milady, habt Ihr mir selbst bei meiner Ankunft schon gesagt, da Ihr nicht wißt in welchem Hafen Englands oder Irlands ihn seine Dienstgeschäfte halten; indeß wißt, daß meine Entfernung schon beschlossen war, und jetzt in dieser Stunde noch sey mein Entschluß vollführt! — Ich stehe einmal allein in der Welt! lebt wohl Milady! Ich verbanne mich selbst auf immer von dem Orte, der mir — ich fühl' es wohl — schon zu theuer geworden war. —

Anna sah sein Erbleichen; ihr eigenes, nur zu schonendes und zartes Gefühl für Andre hatte es ihr ohnehin schwer gemacht, die Forderung auszusprechen, die sie gleichwohl für un-

erläßlich hielt, und von der sie ihn nun so empfindlich verletzt sah. — Ehe sie aber noch ein angemeßnes milderndes Wort finden konnte hatte er sich, nach einer ehrerbietigen Verbeugung, schnell von ihr gewandt und mit eiligen Schritten entfernt. — Unwillkührlich machte sie eine Bewegung, als wolle sie ihn zurückhalten; vor der sie gleichwohl in demselben Augenblicke wieder zurückbebte, und stumm und regungslos stehen blieb.

Der Ausdruck des Schmerzes hatte seinen edlen einnehmenden Zügen noch einen eignen rührenderen Reiz gegeben; und als sie ihm nun so mit unsicher raschen, sichtlich durch innre, gekränkte Aufregung beflügelten Schritten von sich eilen sah, da ergriff sie ein Gefühl unbeschreiblicher, weicher Zärtlichkeit; ein unvergleichbares Gefühl, dem ähnlich das der Klang des Alpenreigens in Schweizerbusen weckt, — dem ähnlich das ein Kind am Grabe niegekannter früh verlohrner Eltern fühlt.

Erliegend dem anstrengenden Kampfe mit so unerklärbaren Gefühlen, sank Anna, selbst erbleichend und an allen Kräften erschöpft, auf eine Rasenbank zurück, und Thränen quollen unter den geschloßnen langen Augenwimpern hervor.

Der Ritter dagegen hatte sich kaum auf geringe Weite von ihr entfernt, für die ihn ein so überraschendes Gefühl hingerissen hatte, als er zu sich selbst kommend die Übereilung fühlte, die weder seiner, ihm eigentlich natürlichen Sanftheit und Stärke des Gemüths, noch des dankfordernden Verhältnisses zu seinen Gastfreunden würdig war. Er flog zurück, um seinen Fehler möglichst wieder gut zu machen; doch Annen nahend erbebte er, als er sie bleich und mit geschlossenen Augen hingesunken, das liebliche Haupt auf die Lehne des Rasensitzes zurückgebengt, sah. Ein forschender Blick auf sie, sagte ihm bald, daß es nicht Ohnmacht, daß es nur Ermatten der zarten Kräfte und, wie selbst die schmerzliche Bewegung ihrer Mienen — ja selbst die thränenbenetzten Wangen zeigten — ein Ermatten des Schmerzes war. —

Außer sich über den Anblick, wagte er doch gleichwohl nicht sie zu stören aus der freiwilligeu Versunkenheit in sich selbst; sie hatte seine leichten, schonend nahenden Tritte nicht gehört. Leis kniete er neben ihr nieder, und flüsterte nur mit zagender, bittender Stimme: O Gott, theure Milady! was ist Euch?

Erschrocken hob Anna das Haupt und schlug die holden Augen auf; und — den den sie so eben ganz von sich geschieden glaubte, den edeln,

theuren Jüngling sah sie zu ihren Füßen liegen, den Ausdruck innigsten, theilnehmendsten Gefühls in seinen Zügen, und die schönen beseelten Augen flehend zu ihr emporgehoben.

Bestürzt, verwirrt durch die seltsame Überraschung, beugte sich Anna vor, den Ritter aufzuheben, der keines Wortes mächtig war. Beider Blicke berührten sich näher in feuchten sehnsuchtsvollen Glanze, und Annens Zähren drohten schon verrätherisch wieder hervorzubrechen; — da — in dem Augenblicke fiel ein Gemälde, das Anna gewohnt war auf ihrer Brust zu tragen, und dessen Band sich vorhin durch das rasche Zurück- und Vorwärtsbeugen ihres Hauptes aufgelößt hatte, aus dem es sonst verdeckenden Gewand gleitend herab, und auf des Ritters bittend zu Annen empor gehobne Hände. —

Betroffen durch den an sich so kleinen Vorfall, der gleichwohl hier mit der Ahnung einer schützenden Geisternähe durchschauerte, wandte der Ritter den Blick auf das Bild, — und — plötzlich schien ein heller Lichtblitz in ihm aufzugehen. — „Um aller Heiligen willen, rief er indem er aufsprang — Signora, wie kommt Ihr zu diesem Bilde?" —

„Es ist das Bild meiner in früher Kindheit verlornen Mutter!" erwiederte Anna.

„Das Bild Eurer Mutter?“ rief er mit Heftigkeit. „Und wie ist Euer Name? Seyd Ihr keine Brittin von Geburt?“

„Nein, das bin ich nicht!“ versetzte Anna voll Verwunderung über das Erstaunen und die Fragen des Ritters. „Ich bin die Tochter einer unglücklichen Freundin der Lady Johanna, und unser Vaterland war das schöne Italien?“

„Gott! wär' es möglich?“ rief der Ritter. „Und Euer Name? Euer Name?“

„Den eigentlichen Familien-Namen meines Vaters kenne ich nicht!“ erwiederte Anna; „auf der Rückseite des Gemählldes steht blos: Donna Maria, Graf Paolo's Gemahlin; mein wahrer Name ist Angelika?“ — „Angelika?“ rief der Ritter mit freudigem Ungestüm; „Wärs möglich? hätt' ich dich gefunden, theure geliebte Schwester.

Anna war wie betäubt; eine Felsenlast schien von ihrer Brust zu sinken bei dem Gedanken in dem Fremden, der ihr so theuer geworden war, einen Bruder zu finden, und ein für strafbar gehaltenes Gefühl in das unschuldigste verwandelt zu sehen; doch wagte sie noch nicht dem seligen Gedanken zu vertrauen.

„Du zweifelst noch, geliebte Schwester?“ sprach Vilori ruhiger. „Willst du mich noch nicht für deinen Bruder erkennen? Nun wohlan!

so will ich dir den unwiderlegbarsten Beweis geben. Befindet sich nicht innerhalb des Medaillons, der dieses Bild umschließt, die Hälfte eines zerbrochenen Ringes? Nimm ihn heraus!" — Anna zog den Ring hervor und erstaunte.

„Sieh hier die zweite Hälfte!" sagte der Ritter, und mit diesen Worten zog er eine goldene Capsel hervor, die er, an einer seidenen Schnur befestiget, auf der Brust trug, öffnete sie, und rief: „Sieh hier neben dieser weichen Locke die andere Hälfte des zerbrochenen Rings, die mit jener genau zusammenpaßt. Die gute Mutter," fuhr er mit bewegter Stimme fort, „hatte in einem Vorgefühl unserer Trennung auf ein Mittel gedacht, uns unser Widerfinden zu erleichtern. Sie zerbrach diesen Ring, und theilte ihn zwischen uns zum Zeichen unserer Wiedererkennung. Dir, die zu klein war, um sie zu verstehen, hing sie die eine Hälfte, unter ihrem Bilde verborgen, um den Hals; mir aber, dem Ältesten, erklärte sie die Wichtigkeit dieses Kleinods, das ich auch seit jenem Augenblick beständig auf der Brust getragen habe. O nie, nie werde ich diese Scene vergessen! nie die Thränen, die aus den himmlisch sanften Augen der besten Mutter flossen!"

Viloris eigne Thränen drangen bei diesen Worten in seine seelenvollen Augen; die tief-

gerührte Anna widerstand nicht länger; mit überwallender Rührung sank sie dem geliebten Bruder an das Herz.

Das Wesen Beider war in Harmonie übergegangen, und der Schlüssel zu dem Heiligthum ihres Glücks gefunden, der noch vor wenig Stunden unwiederbringlich verlohren schien. Sie kannten nun den magischen, geheimnißvollen Zug der sie zusammengeführt hatte.

Und giebt es wohl ein edleres, ein himmlisch reineres Gefühl auf Erden, als das, uneigennütziger, treuer Geschwisterliebe? Selbst die brennenden Farben der Leidenschaft werden erst dann schön, wenn sie von jenen sanften Halbtinten gemildert werden. Ein Bruder sollte eigentlich in einem zarten Herzen immer ein unschuldig Geliebter, und ein Geliebter ein vergötterter Bruder seyn. Ist dieß nicht das treuste Bild von jener Engelsseligkeit der ersten Menschen im Paradieseshayn, am Sonnenglanz des ersten Schöpfungsmorgens? dort waren jene himmlischen Gefühle noch vereinigt; sie trennten sich nur als die Unschuld von der Erde floh.

„Aber mein Bruder," fieng die glückliche Angelika an, als die ersten erstaunten und entzückten Äußerungen des neuen seligen Gefühls vorüber waren, — „ich brenne vor Verlangen, durch dich etwas von dem früheren Schicksal

unsrer geliebten, unglücklichen Mutter zu erfahren, das wahrscheinlich die Ursache ist, warum sie uns der Tod so bald entriß.

„Ach, theure Schwester, antwortete Vilori, mit einem tiefen Seufzer, und seine lichten Augen trübten sich aufs neue, „warum muß diese schmerzliche Erinnerung die Stunde unsres Wiederfindens trüben? — Doch könnten wir wir wohl diese Stunde schöner feiern als durch das Andenken an die theure Verklärte, der wir nicht allein das Leben, sondern durch ihre zärtliche Vorsorge auch das Glück unsrer Wiedervereinigung danken. Gern will ich dir Alles darüber mittheilen was ich selbst weiß und worauf dein Herz gleichen Antheil mit dem meinigen hat.

Die beiden liebenden Geschwister nahmen mit verschlungnen Händen auf dem anmuthig umschatteten Sitze Platz. Das Abendroth brach durch die blühenden Zweige, und schien in das schöne Gesicht des Ritters; Angelika hing still beglückt an den theuren Zügen, in denen sie jetzt klar die unverkennbare Ähnlichkeit mit jenem Bilde ihrer Mutter fand.

„Erst in späterer Zeit, meine Angelika," begann der Ritter, „habe ich den Zusammenhang von den Begebenheiten erfahren, deren manche mir noch aus der Dämmerung der Kindheit herüberschwebt. Ich sagte dir schon, daß der

Grund zu dem Unglück unsrer Mutter in einer eifersüchtigen Stimmung unsres Vaters gelegen habe; aber unbegreiflich würde dir diese Eifersucht scheinen, wenn du Don Paolo jemals selbst gesehen hättest, vorzüglich in der Blüthe seiner Jugend. Er, einer der schönsten Männer seiner Zeit, war auch zugleich einer der anziehendsten, und geistreichsten und würde auch ein weniger treues weibliches Herz als das unsrer Mutter zu fesseln gewußt haben. Vielleicht aber waren es eben diese glänzenden Vorzüge, die der edeln Maria viele Neiderinnen zuzogen. Man wußte den Argwohn Don Paolos zu erregen, und ein unglückliches Zusammentreffen der Umstände warf in der That einst einen Schein auf sie, dessen Nichtigkeit erst spät durch die Zeit aufgeklärt ward, und unserm unglücklichen Vater unendliche Schmerzen der Reue bereitet hat, als das Grab schon zwischen ihm und der verkannten Gattin lag.

Ein unseliges Zusammentreffen der Umstände machte damals jede Aufklärung unmöglich; und das Dazwischentreten Feindlichgesinnter verhinderte selbst jede Näherung der entzweiten gleich leidenden Gemüther. Immer noch edel in seinem Zorn, doch desto vernichtender für das Herz, das sich von ihm losreißen sollte, kündigte Don Paolo unsrer Mutter ewige Trennung an.

Ich war, — meines kindlichen Alters wegen nicht beachtet — Zeuge der erschütternden

Scene, die sich, obwohl ich sie noch nicht verstand, doch unauslöschlich tief in meine Brust gegraben hat. Ich sah die Todtenblässe auf dem schönen Gesicht unsres Vaters, das nicht den Ausdruck des Zorns, sondern nur den einer bittern herzzerreißenden Kränkung trug — sah den schmerzlichen aber stolzen Blick mit dem der Hohe auf sie niedersah. —

Das Herz und die überwältigte Liebe hätte sie wohl hingerissen sich zu seinen Füßen zu stürzen; allein die Gegenwart einiger jener Freunde, deren geheim feindselige Gesinnungen sie kannte, hielt einen solchen Ausbruch zurück; auch mußte wohl ihr Stolz erwachen, in dem Bewußtseyn des erlittenen Unrechts. Gewaltsam drängte sie ihre Thränen zurück — und sagte mit erstickter Stimme, dem zürnenden Geliebten die Hand reichend: leb' wohl denn, Paolo! — du willst es; — lebe wohl! — nie werd' ich dich vergessen!

Nie werd' ich dich vergessen, Maria! — sagte auch Paolo mit brechender Stimme, so als ob jedes von ihnen vom eignen Leben scheide.

Erst als ich, der ich von dem Fortreisen der Mutter und meinem Zurückbleiben gehört hatte, ihr nacheilte und schluchzend in ihre Arme warf, brachen auch ihre Thränen mit heftiger Gewalt hervor; sie weinte lang, mir an ihrem Herzen haltend; dann kniete sie zwischen mich und meiner kleinern Schwester, — dir, meine

Angelika — nieder, jedes von uns mit einem Arm umschlingend; betend für uns gab sie uns ihren Segen, und theilte dann jenes bedeutende Unterpfand, den köstlichen Ring zwischen uns, dem wir jetzt unser Wiederfinden danken.

Angelikas mitfühlende Thränen strömten reich dem theuren Andenken. „Und unser armer Vater?" sagte sie.

„Er lebt noch in der fernen Heimath," erwiederte Vilori, „er hatte nichts mehr auf der Welt als mich; und alle Zeit welche mir die Geschäfte meines Ordens übrig ließen brachte ich bei ihm zu; schmerzlich wird er jetzt meinem Wiedersehen entgegen harren; und, o Gott, wie würd' ihn das deinige beglücken."

O ja, ja laß mich zu ihm eilen!" erwiederte Angelika mit Feuer, „laß uns meinen Robert zur Mitreise, zum baldigen, zum schnellen Aufbruch auffordern!"

„Deinen Robert? — wiederhohlte der Ritter — So trog mich meine Ahnung nicht?"

Offen entdeckte Angelika dem liebenden Bruder das heilige Verhältniß das sie schon früh an seinen Freund gebunden hatte, an ihn gegen den er so nah gewesen war einen wissenlosen Verrath zu begehen. Mit Schauer blickte der edle Ritter noch einmal auf den zwiefachen Abgrund zurück, von welchem ihn die Huld der Vorsicht errettet hatte.

Beide kehrten nun mit verdoppelter Liebe gegen den Entfernten nach dem Schlosse zurück, wo sie ihn unterdeß gewiß endlich wieder angekommen glaubten. Allein sie fanden ihn nicht, den sie so sehnlich erwarteten; ein seltsamer verhängnißvoller Zufall hatte sich zwischen das Glück dieser drei so wahrhaft und innig liebenden Menschen gedrängt. So nah am Ziel glichen sie den Schiffenden die eben an einem blühenden Eiland Anker zu werfen denken, und die ein finsteres Ungewitter mit einemmal aufs neu in das grenzlose Meer hinauswirft; oft naht man im Leben sich einander, nur um sich desto weiter zu entfernen.

Macdonald war zurückgekehrt, und eben in der Stunde in der die zärtlichen Geschwister ihre Wiedervereinigung feierten. Dienstgeschäfte hatten ihn einige Tage länger, als er geglaubt, in England aufgehalten; nach Vollendung derselben eilte er auf Flügeln der Liebe zurück. Er hatte sich vorgenommen, seine geliebte Anna zu überraschen, und stieg daher im Dorfe ab, um durch den Park verstohlen nach dem Schlosse zu gelangen. Im Dorfe kam man ihm mit der Nachricht entgegen, daß sich seit einigen Tagen ein junger Herr auf dem Schlosse befinde, den man einen Maltheser-Ritter nenne. „Desto besser!“ rief der gute Macdonald entzückt: so wird die Überraschung und Freude verdoppelt.

O wie wird mein Herz so vieles Entzücken fassen können!“

Er befahl jetzt seinem Reitknecht in dem Dorfe zu warten, bis er ihn rufen lasse, und durchwandelte den Park zwar leise, aber schnellen Schrittes. Kein leiser Argwohn stieg in der redlich treuen Brust empor, in der die Liebe ihre Rechte gleich mit einer edeln selbst vergeßnen Freundschaft theilte. Nur derjenige welcher eben so nach einem Freunde schmachtet als nach einer Geliebten verdient beide, (sagt ein erhabener Dichter) — allein auch nur ein solcher kann begreifen wie sehr das Herz des tieffühlenden Macdonald durch einen Anblick zerrissen werden mußte, wie er in wenig Augenblicken ihn erwartete.

Mitleidig schienen sich die Zweige auf ihn herab zu neigen; Zur Seite seines Pfads klagte wehmüthig eine Turteltaube um den geraubten Gatten. —

Ein dunkler Hain empfing ihn jetzt in seine grüne wallende Nacht; und jetzt vernahm er die geliebten Stimmen. Mit Freude klopfenden Herzen eilte er darauf zu; — doch welch ein Augenblick sollte der treusten Liebe lohnen! Er hört, ohne die Worte zu verstehen, den Laut der innigsten Zärtlichkeit — gegen einen Andern aus dem Munde der wandellos und einzig Geliebten! und dieser Andere — war sein Freund! —

Er sah wie eben Beide einander innig in die Arme schlossen — und dunkel ward es vor seinen Augen — und er sank in sein umhüllendes Gebüsch zurück.

In einer unwillkührlichen Bewegung hatte er die Hand an das Schwert gelegt; — doch schnell behielt ein edleres Gefühl die Oberhand. „Ist das die Treu der Erde?" rief er schmerzlich, dumpf in sich hinein und eine bittre kalte Thräne drang, in sein männlich festes Aug. — „Nein! so will ich mich nicht rächen! ich will der Treulosen und dem Verräther zeigen welch ein Herz sie gebrochen haben!"

Mit wankenden oft unterbrochnen, doch heftig schnellen Schritten verließ er seinen väterlichen Park und kam in das Dorf zurück, wo der treue Diener seiner Befehle harrte. Kommt Ihr selbst, mich zu rufen, bester Sir? rief ihm der alte treue Freund entgegen, soll ich nun kommen mit den Pferden?

Ja, zäume die Pferde, guter Toms! erwiederte sein Herr, mit einem fast wilden fieberhaften Händedrucke, — doch nicht nach dem Schlosse, aus diesem Lande sollst du mich begleiten. Doch vorher geh und hohle mir Papier und Dinte! Und dann auf ewig fort, noch ehe der Abend sinkt!

Mit äußerster Bestürzung eilte der gute Toms die Befehle seines Herrn zu erfüllen. Eine

Anwandlung von wilder Heftigkeit, die sowohl seinem Charakter als seinem Stande natürlich war, kämpfte in Macdonalds Gemüth mit seinem Edelmuth einen ungleichen Kampf. Der letzte siegte. Toms brachte erwartungsvoll das Verlangte, und Macdonald schrieb einen Brief, den er erst nach seiner Abreise auf das Schloß zu tragen befahl. Darauf bestieg er, von Toms begleitet, sein gutes Pferd und eilte nach dem nächstgelegenen Hafen zu.

Als jetzt Vilori und Angelika im Schlosse angelangt waren — mit welcher Überraschung empfingen sie diesen verhängnißvollen Brief, auf welchem sie sogleich die Handschrift erkannten; mit welchem Gefühle aber lasen sie nachfolgende entsetzliche Worte:

„Empfangt mit diesen Zeilen mein Lebewohl und meine Verzeihung zugleich! Wißt Anna und Vilori, ich war Zeuge eurer verrätherischen Umarmung im Park. Möchte ich doch auf immer das vergessen können, was meine Sinne zu verwirren drohte! Ich könnte dir entgegen stehn, Vilori, ich könnte mich in deinem Blute baden — und wohl möchte es süß seyn für den Augenblick! — Doch ich verzeihe dir! Seid glücklich, wenn Euch anders das Bewußtseyn, die treuste Liebe durch Verrath belohnt zu haben, das jemals vergönnt. Du kannst vielleicht noch

Loszählung von deinem Gelübde erhalten, dann suche Annen das zu seyn was ich ihr einst — ach seliger Traum! — zu werden hoffte! — dann wende alle Kräfte deines Herzens an, sie so heiß, so unaussprechlich zu lieben, wie ich sie liebte. — Von mir befürchtet nie eine Störung eures Glücks, denn mich sehet ihr nie wieder. Lebt wohl! lebt wohl auf ewig!"

Macdonald.

Wer vermöchte nicht, sich die Empfindungen zu denken, welche Macdonalds edelmüthiger Brief in den Herzen seiner Freunde hervorbrachte! Ohne ein Wort mit Angelika darüber zu wechseln, gleichsam in stillschweigender Übereinkunft mit ihr, stürzte Vilori nach dem Stalle, ließ sein Pferd satteln und befand sich nach wenigen Minuten schon auf dem Wege, den Macdonald, wie er durch Nachforschung im Dorfe erfuhr, auf seiner großmüthigen Flucht genommen hatte. Der Mond erhellte seinen Pfad, und sein feuriges Roß schien die Ungeduld seines Herrn zu theilen, so sehr beflügelte es freiwillig seinen Lauf.

Angelika befand sich indeß in einer Art von Berauschung auf ihrem Zimmer. Die Vorgänge des heutigen Tages waren zu schnell, zu überraschend auf einander gefolgt, als daß sie sich auf einmal hätte fassen können. Die Unruhe, ob ihr Bruder den geliebten Flüchtling auch sicher tref-

sen werde, wechselte in ihrer Seele mit den frohen Empfindungen alles dessen, was sie an diesem Tage erfahren hatte. Sie hatte an diesem merkwürdigen Tage einen zärtlichen Bruder gefunden; sie hatte das große Herz ihres edlen Geliebten von der vollkommensten Seite kennen gelernt. O glückliche, glückliche Angelika! sprach sie zu sich selbst: zwei solche Engel nennst du dein! Dich theurer, theurer Bruder! und dich Robert, himmlischer Geliebter! dich schöne große Seele! O wie wirst du dich freuen, wenn du sie schuldlos findest, denen du so großmüthig verzeihest! wenn du den Bruder wirklich in dem Freunde siehst, den du mit Brudertreue liebst!

Der Schlaf floh diese Nacht von ihren Augen. Vor Tagesanbruch schon erhob sie sich von ihrem Lager und trat ans Fenster. Die Sterne glommen einzeln noch am Himmel, und Nebel ruhte auf dem stillen Thale. Allmählig erhoben sich die Wipfel der Wälder aus dem weißen Nebelmeere, und nach und nach schienen sich die Berge mit frischerem Grün zu schmücken. Angelika zog jetzt Macdonalds Brief hervor, um ihn bei der Ersten dämmernden Helle nochmals zu lesen. Darauf schweifte ihr Auge wieder über die Gegend hin, und siehe! ihr gegenüber stand schon der Horizont in vollem Feuer. Funken blitzten hervor, und Rosen blühten ruhig zwischen den lodernden Flammen. In diesem Au-

genblick stieg die Sonne prangend auf, und, welch' unnennbares Entzücken für Angelika! — die ersten Strahlen des holden Gestirns beleuchteten ein schönes Reiterpaar, das eben brüderlich aus dem Thale heraufzog, und in welchem Angelika bald diejenigen erkannte, welche ihre Sehnsucht erwartet hatte. Sie flog die Treppe hinab, und eilte den Kommenden entgegen. In wenig Augenblicken lag sie in ihren Armen, und nie hat wohl die Morgensonne ein glücklicheres Band gesehen.

Jetzt durch doppelte Bande war das schöne Kleeblatt vereiniget, und jedes von ihnen nannte zwei Herzen voll gleicher Inbrunst sein.

Der edle Bruder traf selbst die Anstalten zu der Vermählung der Schwester und des geliebten Freundes, dann eilten Alle den trauernden Vater aufzusuchen, der in der liebenden Kinder Wiedervereinigung noch die einzige Linderung fand für die nie ganz verheilte Wunde. Alle trafen in der Folge so oft es Viloris und Roberts hohe Berufsgeschäfte vergönnten bald auf Corsica bald auf Irland zusammen. — Im Thale von Greenhill aber auf der Stelle, wo sich die drei Liebenden an jenem Morgen fanden, ließ Robert zum Gedächtniß die Namen in ein Felsstück graben:

Angelika, Macdonald und Vilori.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Schinner.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Brachmann, Louise,

Novellen

Nürnberg 1822

P.o.germ. 161 h
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10106129-3